Zeitschrift: Beiheft zum Bündner Monatsblatt

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: 10 (2001)

Artikel: Der Bündner Kreuzstich als Zeichen : Aspekte des Wandels weiblicher Kultur in Graubünden

Autor: Schmidt-Casdorff, Julia

Kapitel: 2: Kreuzstichstickereien des 17. bis 19. Jahrhunderts

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-821098

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 01.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

2 Kreuzstichstickereien des 17. bis 19. Jahrhunderts

Viele Autoren, die sich mit den Bündner Stickereien befasst haben, sind sich einig:

> *«Nirgendswo in der Schweiz dürfte es in so ausgedehntem Masse Brauch gewesen sein, über eine Fülle reich verzierter Wäschestücke verfügen zu können, um damit den Wohlstand des Hauses zu bezeugen, als wie in Graubünden und da ganz im besondern im Engadin.»*[59]

Es ist bemerkenswert, dass dieser Reichtum an verzierten, das bedeutet in unserem Fall, bestickten Textilien erst so recht in unserem Jahrhundert zur Kenntnis genommen wurde. Natürlich kann davon ausgegangen werden, dass sich die Menschen in den betreffenden Tälern, wie dem Engadin, vor 100 oder 200 Jahren ihrer Stickereien bewusst gewesen sein mussten, aber ausserhalb der Täler wurde nur wenig Interesse am Thema Textilien gezeigt, denn in den schriftlichen Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts sucht man das Stichwort «Stickerei» vergebens.

Den Anstoss zur «Entdeckung» der Bündner Stickereien in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts gab im wesentlichen ein Mann: der Antiquar Valentin Sutter aus Samedan. Er trug eine über 400 Stücke umfassende Sammlung von Stickereien und Webereien zusammen, die bis zum Jahre 1930 in mindestens sieben Ausstellungen gezeigt wurden und dabei auf Bewunderung gestossen sind[60]. Die Bewunderung führte bei einem Kenner der Stickereien zu der Ansicht:

---

[59] Jörger 1947: 46. Fast gleichlautend äussert sich Baud-Bovy: «Und es scheint uns, dass die Graubündische Stickerei, wie man sie auf Tauftüchern und Oberleintüchern findet, eine der reichsten und originalsten Quellen unserer Bauernkunst darstellt» (1926: 63).

[60] Jörger 1930: 230.

«es gibt (...) kaum ein zweites Gebiet einer Kunstbetätigung in der Schweiz, so reicher origineller Art als eben diese Textilkunst in Graubünden.»[61]

Nach dem Tode Sutters wurde seine Textilsammlung für das Rätische Museum in Chur gekauft. Dort befindet sich die Sammlung noch heute. Die Stickereien und Webereien der Sammlung Sutter kommen vor allem aus dem Unterengadin. Eine beträchtliche Anzahl wurde im Oberengadin (hier besonders aus Samedan, dem Wohnort Sutters) und im Münstertal gesammelt. Nur vereinzelt sind in dieser Sammlung Textilien aus Bergün oder dem Bergell vertreten. Die regionale Auswahl, die Sutter getroffen hatte, bestimmt das Bild, welches man sich von den Bündner Stickereien gemacht hat und noch bis in die Gegenwart hinein macht.

In den 20er und 30er Jahren waren es zwei Autoren, Dr. Johann Benedikt Jörger und Pater Notker Curti, die, hauptsächlich basierend auf den Stickereien der Sammlung Sutter und der damals noch lebendigen Erinnerungen an die Funktionen der Stickereien, mehrere kleine Aufsätze und Einführungen verfassten. Diese Schriften sind eine wichtige Quelle für die Darstellung der Formen und Verwendungen der Stickereien aus dem 17. bis 19. Jahrhundert.

2.1 Formen der Stickereien und ihre Verwendungen

Die Bündner Stickereien lassen sich unterteilen in Lein- und Handtücher, Deckbett- und Kissenbezüge, Bettvorhänge, Tauf- und Tischdecken. Diese Unterteilungen sind die Kategorien, mit deren Hilfe im Rätischen Museum die Stickereien auf den Karteikarten erfasst werden. Diese Kategorien können definiert und z. T. noch präzisiert werden. Mit der Einteilung in Formen soll der Versuch gemacht werden, die Stickereien nach ihren Massen und der Art ihrer Verzierung zu beschreiben und so zu generalisierbaren Erkenntnissen zu gelangen.[62]

---

[61] Ebd.: 230.

[62] Skizzen zu den wichtigsten Formen befinden sich im Anhang.

Soweit es möglich ist, soll auf diesem Weg die Herausbildung regionaler Formen belegt werden. Nach der Beschreibung einer Form folgen alle Angaben, die zu ihrer Verwendung aus der Literatur und aus den von mir geführten Interviews zu entnehmen sind.
Bei allen Formen gehe ich zunächst von den Stickereien der Sammlung Sutter aus. Seine Textilsammlung besteht ungefähr zur Hälfte aus Stickereien (208 Objekte). Davon sind 103 in Kreuzstich, 54 in Filetstickerei, 20 in Kettenstich und 31 in verschiedenen anderen Techniken wie Durchbruchstickerei gearbeitet. An anderer Stelle wird auf die Vielfalt der textilen Techniken und ihre Verbreitung eingegangen. Zu den 103 Kreuzsticharbeiten der Sammlung Sutter kommen noch 41 Kreuzsticharbeiten, die ausserhalb der Sammlung Sutter in das Rätische Museum gelangt sind. Zusammengezählt dienen also 144 Stickereien als Basis der Formeneinteilung. Diese Basis erfährt eine Erweiterung durch Stickereien aus anderen Museen in Graubünden und durch Beispiele aus der Literatur.

2.1.1 Taufdecken

Von den 86 Taufdecken des Rätischen Museums sind 30 Decken in Kreuzstich gearbeitet, die übrigen teilen sich auf in seidene, oft stark farbige Damast-, Brokat- oder Satindecken (26 Objekte) und Decken in Filet- und Kettenstich. Unter den 30 Kreuzstichdecken sind es zwei Formen, die häufiger vertreten sind. Beide Formen haben ähnliche Grundmasse: ca. 85 bis 105 cm in der Länge und ca. 70 bis 90 cm in der Breite. Bei der ersten Form ist der Unterschied der Seitenlängen zueinander im Durchschnitt nicht so gross wie bei der zweiten Form.
Die erste Form (T 1a)[63], im Rätischen Museum 15-mal vertreten, hat ein grosses Zentralmotiv, von dem ausgehend die vier Diagonalen, die senkrechte und die waagerechte Linie betont werden.
Abbildung 1 zeigt eine Taufdecke aus Tschlin im Unterengadin, deren sternförmiges Zentralmotiv in der Senkrechten und Waagerechten

[63] Vgl. Fussnote 62.

Granatäpfel und in den Diagonalen einen Zweig mit drei im rechten Winkel angeordneten vierblättrigen Blüten aufweist. Die Diagonalen werden mit Herzsprossen und die Senkrechten und Waagerechten mit Quadratmustern weitergeführt.
Am Rande sei bemerkt, dass dasselbe Zentralmotiv mit Granatäpfeln und dem Zweig mit den drei im rechten Winkel angeordneten vierblättrigen Blüten auch auf einer Taufdecke aus Susch und einer Taufdecke aus S-chanf nachgewiesen werden kann.[64] Susch liegt innaufwärts rund 30 km von Tschlin entfernt, während S-chanf, in einer Entfernung von 50 km gelegen, schon zum Oberengadin gehört. Diese Taufdeckenform mit diesem speziellen Muster scheint also in einem recht weiten Umkreis verbreitet gewesen zu sein.
Eine Variante dieses Taufdeckentyps (vgl. Abbildung 2 und Formentyp T 1b) geht ebenfalls von der Betonung des Mittelfeldes aus. Zwei senkrecht und waagerecht verlaufende Bordüren, eine aus einem Sternmuster, die andere aus einer Ranke mit grossen Granatäpfeln und kleinen Dreiblattsprossen, bilden im Zentrum ein grosses Kreuz. Die Diagonalen werden von Herzsprossen mit einer Tulpenblüte gebildet. Drei Motive umgeben jeweils einen Herzspross: ein Sternmuster, ein kleiner Spross und ein H-förmiges Motiv, welches ich nur auf dieser Stickerei entdecken konnte. Vier Taufdecken aus dem Rätischen Museum entsprechen dieser Deckenform, zwei von ihnen, darunter die abgebildete Decke, tragen ein Monogramm, eine ist datiert auf das Jahr 1723.
Die zweite Form (T 2) wird vertreten durch eine Taufdecke aus Bos-cha bei Ardez im Unterengadin, die auf Abbildung 3 zu sehen ist. Hier ist es ein Streifen, der in der Mitte über die ganze Länge des Tuches läuft, darüber und darunter wurden, mit dem Mittelstreifen als Spiegelachse, Herzsprosse mit Nelken paarweise angeordnet gestickt. Im Mittelstreifen sind stark stilisiert zwei Pfauenpaare, eine Frauengestalt, Sternmotive, zwei Leoparden oder Löwen und am rechten Rand ein vierbeiniges Tier (Eidechse?) zu erkennen. Sutter entdeckte ungefähr 20 km innabwärts, in Ramosch/Vnà, eine fast identische Tauf-

---

[64] Vgl. Inventar-Nr. H 1966.758, H 1966.774 und H 1966.789.

decke, die sogar die Eidechse, die ich sonst auf keiner Stickerei finden konnte, aufweist. Nur die Reihenfolge der Figuren im Mittelstreifen ist eine andere, und die Herzsprosspaare der unteren Seite besitzen andere Mittelblüten. Die übrigen Taufdecken dieses Formtyps, insgesamt befinden sich sieben Taufdecken dieses Typs im Rätischen Museum, zeigen keine menschlichen Figuren oder Tiere, sondern beschränken sich auf Quadratmuster und verschiedene Sprossmotive.
Die Datierung der Taufdecken wird dadurch erschwert, dass nur zwei der 30 Decken mit einer Jahreszahl versehen sind: 1723 und 1800. Neun Taufdecken wurden mit Monogrammen bestickt, vier von ihnen sogar mit mehreren Monogrammen (vgl. Abbildung 1 mit vier Monogrammen: «BM», «VM», «ACB»und «BT»).
Fünf der Stickereien wurden mit schwarzem Stickgarn (Wolle oder Seide) gestickt, zwei von ihnen kommen aus Tschlin. Die übrigen 25 Taufdecken weisen rotes Stickgarn auf, neun auch zusätzlich etwas blaues. Die Hälfte aller Taufdecken war mit einer Randborte aus Drehergewebe versehen. War mit Rot gestickt worden, nahm die Stickerin eine abwechselnd rot und weisse Borte, war das Stickgarn schwarz, wechselte in der Borte Schwarz und Weiss (vgl. Abbildung 1).
Hier endet das Material aus dem Rätischen Museum. Es wird nun ergänzt durch Informationen, die Elly Koch zusammengetragen hat. Elly Koch, die 50 Jahre lang ein Geschäft für neue Kreuzstichstickereien und Stickereibedarf in Chur führte, hat im Laufe der Jahrzehnte viele Muster von Stickereien abgezeichnet und diese dann in zwei umfangreichen Büchern und sieben Heften veröffentlicht. Ihre Suche nach alten Stickmotiven war auch ausserhalb des Engadins erfolgreich. Durch ihren hohen Bekanntheitsgrad und die Beziehungen, die sie im Laufe der Jahre über ihr Geschäft knüpfen konnte, erhielt sie Eingang in viele Häuser.[65]
Elly Koch hat in ihre Mustersammlung vier Stickereien aus dem Bergell aufgenommen, die sie als «Taufkissen» bezeichnet. Sie beschreibt sie als kleine, quadratische Kissen, ungefähr 30 mal 30 cm gross und reich mit Kreuzstich bestickt. Durch ein gesticktes Monogramm und

[65] Als ich unterwegs war und in den Tälern nach alten Stickereien fragte, wurde ich manchmal als eine zweite Elly Koch bezeichnet.

eine Jahreszahl waren sie «Eigentum des Täuflings» geworden.[66] Die Jahreszahlen, die Elly Koch nennt, sind 1640, 1773 und 1800. Die gestickten Motive sind vielfältig: Eines der Kissen wurde mit einem Herzen, kleinen Sprossmotiven und einem Hirschen bestickt, ein anderes zeigt einen grossen laufenden Löwen, der von Nelkenmotiven umrahmt ist, und ein drittes Kissen ist überzogen mit Eichelmotiven. Zur näheren Verwendung dieser Kissen macht Elly Koch keine Angaben. Es kann aber vermutet werden, dass solche Kissen eher in aristokratischen Familien benutzt wurden, da eines der Taufkissen, jenes mit der Datierung 1773, nachweislich für einen G. von Salis-Soglio gestickt worden war.[67]

Anders als im Bergell sind die Kreuzstich-Taufdecken aus dem Engadin nur selten datiert (s. o.). Monogramme finden sich auch nur auf wenigen Tüchern, dafür aber einmal gleich vier auf einer Stickerei. Dies lässt den Schluss zu, dass die Engadiner Taufdecken nicht nur für einen Täufling hergestellt, sondern bei mehreren Taufen verwendet wurden. So könnte jedes Monogramm für einen anderen Täufling stehen.

Hier helfen die Ausführungen des Antiquars Sutter weiter. Sie sind als eine zuverlässige Quelle anzusehen, da Sutter beim Einkauf seiner Textilien nach eigenen Angaben «durch langes Befragen» versucht hat, die Textilien betreffende «mündliche Überlieferung» zu erkunden.[68] Er unterscheidet zwei Arten von Taufdecken: die eigentliche Taufdecke und die Taufgeschenkdecke.

> *«Da sind die Taufdecken, an denen eine Mutter oder sogar eine Grossmutter oder Tante vielleicht monatelang gearbeitet hat. Wie ein Heiligtum wurden sie aufbewahrt und immer wieder von neuen Generationen hervorgeholt und verwendet. Weiter eine Taufgeschenkdecke. Sie wurde von der ‹Gotte› dem Täufling geschenkt und diente zunächst dazu, die Körbe mit dem Backwerk für die*

---

[66] Koch 1982: 4.

[67] Ebd.: 11. Die Familie von Salis zählte zur Aristokratie in Graubünden; ein Zweig dieser grossen Familie liess sich in Soglio nieder.

[68] Sutter 1927: 6.

Taufe zu decken; hernach wurde sie als Wiegendecke benutzt. War der Täufling erwachsen, so wurde die Decke bei sich bietender Gelegenheit weiter verschenkt, wiederum als Taufgeschenk, nur musste der Überlieferung gemäss zu der vorhandenen Stickerei etwas hinzugefügt werden, ein Namenszeichen oder irgend eine weitere Verzierung. Daher die unregelmässige Anordnung der Motive auf manchen Stücken.»[69]

Die beiden Decken auf den Abbildungen 1 und 2 werden von Jörger als «Taufgeschenkdecken» bezeichnet.[70] Die erste Decke trägt verschiedene Monogramme, und bei der zweiten kann man sich vorstellen, dass einige Motive später hinzugefügt worden sind. Für beide Decken trifft Sutters Beschreibung also zu, und Jörgers Bezeichnung ist richtig.

Der Anlass zur Verwendung der Tauf- und Taufgeschenkdecken war natürlich die Taufe. Im reformierten Unterengadin, dem Herkunftstal der meisten hier berücksichtigten Taufdecken, fand die Taufe am Sonntag nach der Geburt statt.[71] Die Mutter blieb zu Hause, der Vater des Täuflings suchte vor dem Kirchgang die vier bis sechs Taufzeugen und -zeuginnen auf und bat sie förmlich, Gevatter und Gevatterin zu sein. Die älteste Patin, ausgestattet mit einer verzierten Taufdecke, hielt das Kind.[72] Die Taufdecke war ein Familienerbstück, das stolz zur Schau gestellt, aber auch gern an ärmere Gemeindemitglieder verliehen wurde.[73]

In einem Nachbartal des Unterengadins, dem Münstertal, war der generelle Ablauf einer Taufe ähnlich wie im Engadin. Im Rätischen Museum befinden sich zwei mit Kreuzstich verzierte Decken, die den Formen T 1a und T 1b entsprechen und von den Engadiner Decken nicht zu unterscheiden sind. Die folgende Beschreibung der Taufen im

---

[69] Ebd.: 11.

[70] Jörger (Hrsg.) 1927: Beschreibungen zu den Tafeln I und II.

[71] Sprecher 1875: 317.

[72] Mathieu 1987: 165.

[73] Stichwort «battaisem» in: Dicziunari Rumantsch Grischun 2. 1947–57: 252.

Münstertal ist einer Graubündner Tageszeitung, dem «Freien Rhätier», entnommen. Da sie von einer seltenen Ausführlichkeit ist, wird sie hier ungekürzt wiedergegeben:

> *«Bei der Taufe eines Kindes kommen, wie üblich, die Geladenen ins Haus. Die Hebamme hat das Kind anzuziehen und darf dabei ja nicht vergessen, dem Täufling ein rotes Foulard um sein Köpfchen zu legen, sonst hat das Kind kein Glück im Leben. Das Kind wird nun auf ein Kissen gelegt und mit vielen Tüchern zugedeckt, zuoberst kommt immer eine hübsche Decke als Abschluss. Die Patin hat oft eine kleine Last in die Kirche zu tragen. Die andre Patin, es sind deren immer zwei, trägt ein Gefäss mit dem Taufwasser. Das Kind wird nun bei Beginn des Gottesdienstes vor der ganzen Gemeinde getauft. Ist die Handlung vorbei, muss die eine Patin den Rest des Taufwassers unter dem Taufstein ausschütten, sonst hat das Kind Unglück im Leben. Vor der Kirche warten unterdessen die Mutter und die Hebamme, und diese dürfen erst eintreten, wenn das Kindlein getauft ist. Noch in älterer Zeit war das der erste Gang der Mutter ins Freie.»*[74]

Ebenfalls im Engadin ist eine weitere Art von Taufdecke nachgewiesen, die zur Schmückung des Taufsteins verwendet wurde und, wie auch das silberne Taufbecken, ein «sorgsam behüteter Besitz der Kirchengemeinde» war.[75]

Eine solche Decke, die den Taufstein bedeckte, war auch in Bergün gebräuchlich. Meine Interviewpartnerin aus Latsch bezeichnete sie als «Tauftischdecke». Sie erinnerte sich ausserdem an mit Kreuzstich verzierte Taufkissen, die mit kleinen, verstreuten Mustern, darunter Vögelchen, geschmückt waren. Die ihr bekannte Taufdecke war allerdings nicht mit Kreuzstich bestickt, sondern aus rotem, bedrucktem Engadiner Stoff. Der Aussage meiner Interviewpartnerin zufolge blieben Taufdecken in der Regel im Haus und kamen bei einer Erbteilung

---

[74] Huder 1938.

[75] Stichwort «battaisem» (wie Fussnote 71): 252. Diese Decke, von der nur gesagt wird, dass sie kostbar, und nicht, ob sie auch bestickt war, wird «pon da battaisem» genannt.

nicht zum Vorschein. Sogar wenn das Haus in den Besitz neuer, mit den vorherigen Bewohnern nichtverwandter Personen kam, soll die Taufdecke dort geblieben sein.
Eine Interviewpartnerin aus dem Safiental berichtete, dass Taufkäppchen und Taufdecke meist gehäkelt und nur selten bestickt waren.
Zum Schluss der Ausführungen über Taufdecken bleibt noch die Frage, warum einige der Decken mit schwarzem Garn bestickt wurden. Wahrscheinlich diente Schwarz als Trauerfarbe, und man verwendete diese Decken vermutlich, wenn die Mutter des Täuflings im Wochenbett verstorben war.[76]

2.1.2 Bettvorhänge und Oberleintücher

Bettvorhänge und Oberleintücher können in einer Formengruppe behandelt werden, da Bettvorhänge im Grunde nur besonders aufwändig bestickte Oberleintücher sind. Die Grundform dieser Textilien hängt zunächst von einer herstellungstechnischen Voraussetzung ab, nämlich der Stoffbreite, die zu weben auf den Webstühlen möglich war. Sie lag bei 70 bis 80 cm. Für Textilien, die breiter als 80 cm sein mussten, wie Laken, Oberleintücher, Bettbezüge und Tischdecken, wurden zwei Leinenbahnen zusammengenäht. Bei den schmucklosen Bettlaken geschah dies durch eine einfache Naht, bei Oberleintüchern und Bettbezügen wurde die Naht mit einer Bettschnur verziert. Eine Bettschnur kann ein gestickter, gewebter, gehäkelter oder gestrickter schmaler Einsatz sein.
Auf den Karteikarten des Rätischen Museums sind zwei Kategorien für die grossen Leintücher eingerichtet: «Bettvorhänge» und «Leintücher»; unter dem Begriff «Bettvorhang» kann sich die nähere

[76] Aus Scuol heisst es, dass «das Kind einer im Wochenbett verstorbenen Mutter in weiss-schwarzen Windeln zur Taufe gebracht wurde.» (Escher-Bürkli 1924: 41). Caminada (1918: 163) sieht Schwarz ebenfalls als Trauerfarbe, die bei der Wiegenwäsche im Unterengadin verwendet wurde, wenn die Mutter oder der Vater des Kindes verstorben war.

Gegenstandsbeschreibung «Prunkleintuch» finden, und unter den «Leintüchern» lassen sich «Paradeleintücher» und «Bettumhänge» entdecken. Die beiden Formen vermischen sich hier etwas. Sie sind aber gut voneinander zu unterscheiden, da Bettvorhänge in der Regel etwas grösser und aufwändiger verziert sind als Oberleintücher. Zwölf (von insgesamt 25) Bettvorhänge im Rätischen Museum sind mit Kreuzstichstickereien verziert. Sie weisen eine Breite von 160 bis 170 cm und eine Länge von 250 bis 290 cm auf. Beide Schmalseiten sind mit gestickten Musterstreifen verziert, die prächtigere Seite mit drei bis vier, die andere meist mit weniger Streifen. Die Stickerei auf der prächtigen Seite kann eine Breite von einem Meter oder mehr haben. Der Stoff zwischen den beiden bestickten Schmalseiten ist, bis auf die Bettschnur, in der Regel unverziert. An neun Bettvorhängen lässt sich eine Umrandung mit dem schon von den Taufdecken bekannten Drehergewebe feststellen. Alle Stickereien der Bettvorhänge sind in rotem Garn ausgeführt, bei neun Vorhängen kommt noch etwas blaues Garn dazu. Nur ein Bettvorhang ist datiert, 1748, und keiner ist mit einem Monogramm gezeichnet.

Die Abbildung 4 zeigt die aufwändige Stickerei eines Bettvorhangs aus dem Engadin. In der Mitte mit einer Bettschnur zusammengesetzt, weist die Stickerei zwei breite und vier schmale Musterstreifen auf. Der schon von der Taufdecke auf Abbildung 3 bekannte Herzspross ist in drei Varianten vertreten: Ein breiter Streifen wird durch Quadratmuster, bestehend aus vier Herzsprossen, gebildet; nach unten wird die Stickerei durch paarweise angeordnete Herzsprossen abgeschlossen, und als oberer Abschluss sind nur noch paarweise angeordnete Herzen gestickt. Der zweite breite Musterstreifen zeigt abwechselnd zwei verschiedene Quadratmuster mit Nelkenblüten. Im Zentrum des einen sehen wir ein Knotenmotiv, den Salomonsknoten[77], in dem anderen Motiv steht eine Rosettblüte in der Mitte. Diese Rosettblüte wiederholt sich in dem schmalen Musterstreifen darüber, hier abwechselnd mit einem kleinen Sternmotiv. Auf der Bettschnur und im zweiten Streifen von unten erscheint ein H-förmiges Motiv, das eine

---

[77] Vgl. Zischka 1976: 51 f und Brunner-Littmann/Hahn 1988: 60 f.

gewisse Ähnlichkeit mit dem H-förmigen Motiv auf der Abbildung 2 aufweist und für das ich keine Bezeichnung kenne.
Es gab drei verschiedene Arten, den bestickten Teil des Bettvorhanges zu unterteilen: 1. Die Bettschnur geht bis zum Tuchende durch und teilt auch die gestickten Streifen (vgl. Abb. 4 und Form L 1 a); 2. Die Bettschnur endet vor den Streifen, unterbricht aber das unbestickte Leinen zwischen den Streifen (vgl. Form L 1 b), und 3. Die Bettschnur endet vor den Streifen, das unbestickte Leinen bleibt ungeteilt (vgl. Form L 1 c).
Die Oberleintücher des Rätischen Museums sind zum grössten Teil in Weiss gehalten. Von 126 Tüchern sind nur 29 mit rotem Stickgarn gearbeitet (18 in Kreuzstich und 11 in Kettenstich). Die überwiegende Zahl der Oberleintücher hat Überschläge mit Filetstickerei, Klöppelspitze, in verschiedenen Weissstücktechniken oder eine Häkelbordüre. Oberleintücher (Form L 2) besitzen meist nur eine verzierte Schmalseite, dies ist der Teil des Tuches, der umgeschlagen wird, und nur einen Musterstreifen. Viele der verwendeten Motive sind durch die oben abgebildeten Stickereien schon bekannt: Quadrat bzw. Sternmuster und Herzsprosse. Dazu finden sich auf Oberleintüchern häufig Ranken mit Blättern, Blüten oder Granatäpfeln. Der bestickte Teil des Oberleintuchs aus Samedan auf Abbildung 5 zeigt eine Ranke aus abwechselnden Tulpen und Rosenblüten. Darüber sind nicht ganz symmetrisch Nelkensprosse und Vögel angeordnet. Das Tuch trägt ein Monogramm und die Jahreszahl 1760.
Oberleintücher variieren in ihren Massen. Sie haben eine Breite von 125 bis 170 cm, die Mehrzahl der Tücher ist allerdings nur 130 bis 140 cm breit. In der Länge ist die Variationsspanne grösser, sie reicht von 185 bis 300 cm, am häufigsten sind Oberleintücher 220 bis 240 cm lang. Das Stickgarn ist in der Regel rot, bei sechs Tüchern wurde zusätzlich etwas blaues Garn verwendet. Sieben Oberleintücher tragen ein Monogramm und vier eine Jahreszahl: 1760, 1780, 1835 und 1839.

Die Verbreitung von Oberleintüchern ging weit über die Grenzen Graubündens hinaus.[78] Oberleintücher wurden unter die Deckbetten gebreitet, den verzierten Teil schlug man vorn über das Deckbett, so dass er sichtbar war. In Ardez im Unterengadin wurden, so teilte mir eine Interviewpartnerin mit, noch bis vor 15 Jahren Oberleintücher verwendet. Seitdem schlafe man «nordisch», d. h. ohne Oberleintücher, «nordisch» sei aber viel kälter und nicht so «kompakt». Im Safiental waren die Oberleintücher bescheidener nur mit einer weissen Häkelarbeit verziert und hatten die Funktion, den Bettbezug zu schonen.[79]

Ein «extra schön gearbeitetes» Oberleintuch, das häufig ererbt war und eine grössere Breite hatte als die üblichen Oberleintücher, wurde als «Hochzeitsleintuch» für die Hochzeitsnacht verwendet. Meine Interviewpartnerin aus Bergün beschreibt das mögliche Verhalten einer Braut, um das kostbare Tuch nicht waschen zu müssen: «Wenn eine schlau war, hat sie's vorher an die Seite gelegt, sonst hätte sie's wieder versorgen müssen.» Auf diese Weise konnte ein Hochzeitsleintuch oft gebraucht werden, ohne zu verschleissen. Wirklich benutzt wurde ein derartiges Oberleintuch, wenn Gäste über Nacht blieben und beeindruckt werden sollten.[80] In Zillis im Schams wurde mir mitgeteilt, dass jede Frau früher mindestens zwei prächtige Oberleintücher besass, die für Gästebetten, aber auch zur Schmückung des Wöchnerinnenbettes verwendet wurden. Vielleicht handelt es sich dabei um jene seltenen Oberleintücher, die an beiden Schmalseiten verziert sind. In einigen Museen sind diese Oberleintücher ausgestellt, indem die beiden bestickten Seiten über das Deckbett gelegt wurden und damit sichtbar sind.

Eine vollkommen andere Funktion hatten Leintücher, die bei der Aufbahrung Verstorbener dienten. Diese Tücher konnten die Form von Oberleintüchern, aber auch von Bettvorhängen haben. Das Leichen-

---

[78] Vgl. Wilckens 1978: 30. Sie zitiert «Die so kluge als künstliche von Arachne und Penelope getreulich unterwiesene Hauss-Halterin», erschienen in Nürnberg 1703, in der Oberleintücher als «überschlagene Leylachen» bezeichnet werden.

[79] Angabe einer Interviewpartnerin aus Safien-Platz.

[80] Angabe einer Interviewpartnerin aus Bergün.

tuch im Museum von Scuol gehört zur letzteren Form. Wie alle Leichentücher, die ich gesehen oder von den ich gehört bzw. gelesen habe, ist auch dieses in Weiss gehalten. Auf seinen breiten Streifen mit Filetstickerei sind Salomonsknoten, Vögel, Hirsche und Vasensprosse zu sehen. Sutter erwähnt schwarz bestickte «Trauerbetttücher», die er auch «Totentücher» nennt. Ein Totentuch gehörte seinen Erkenntnissen nach in jeden Haushalt, gestickt wurde es meist von der Grossmutter, die sich mit dem nahenden Tod auseinandersetzte. Im Oberengadin und im Bergell sollen Totentücher Kindern als Tauf- oder Geburtstagsgeschenke gestiftet worden sein.[81] Die Aufbahrung fand in der Stube statt. Auf die Ofenbank wurde ein Leintuch gebreitet, darauf die Leiche gebettet und darüber das Totentuch gelegt.[82] In Ardez wurde mir gesagt, dass als Totentuch das schönste Leintuch genommen wurde, das im Haus war. Die Aufbahrung dauerte in Ardez drei Tage, danach wurde die Leiche, angezogen mit den besten Kleidern, in den Sarg gelegt. Das Leintuch bewahrte man für die nächste Leiche auf. Aus Ftan, nicht weit von Ardez gelegen, gibt es eine Beschreibung über den Ablauf der «Leichenbegängnisse».[83] War jemand gestorben, hielten sich ständig, Tag und Nacht, bis zu zwölf Menschen in der Stube bei der Leiche auf, und die gastgebende Familie sorgte für ausreichend Essen und Trinken. In der Stube war es dann so warm und eng, dass in früheren Zeiten die Bestattung schon 24 Stunden nach dem Tod stattfinden musste.

In Scuol spielte ein Leintuch bei Beerdigungen von Frauen, die im Kindbett verstorben waren, eine besondere Rolle. Bis das erste Gebet gesprochen war, hielten vier Mädchen ein Leintuch über das Grab.[84]

Anders als die weit verbreiteten Oberleintücher waren Bettvorhänge, wie die oben beschriebenen, nur in wenigen Tälern Graubündens, z. B.

---

[81] Sutter 1927: 11. Mir ist kein derartiges Totentuch bekannt, auch in der Literatur ist darüber nichts zu finden. Sutter hat sicherlich mehr Stickereien gesehen als irgendjemand sonst, deshalb gehe ich von der Richtigkeit seiner Beschreibung aus.

[82] Angabe einer Interviewpartnerin aus Ardez.

[83] Rösch 1807: 45.

[84] Escher-Bürkli 1924.

im Engadin und im Münstertal[85], bekannt. Eng mit der Verbreitung dieser Bettvorhänge war der Brauch verbunden, das Bett der Wöchnerin in die Stube zu stellen.[86] Man nahm dafür das schönste Bett im Hause, das aus Anlass der Geburt mit den reich verzierten Bettvorhängen[87] geschmückt wurde. War das Bett kein Himmelbett, an dessen Pfosten die Bettvorhänge befestigt werden konnten, gab es dafür eine Vorrichtung in der Stubendecke.[88]

Die Stube war für die Geburt und die anschliessende Wöchnerinnenzeit der günstigste Raum, denn sie war durch den Ofen beheizbar und für die Hebamme, die Nachbarinnen und Gratulanten leicht erreichbar. Ausserdem war und ist die Stube mit ihrer Täfelung und dem Büffet der repräsentative Raum des Hauses.

Nachdem die Geburt überstanden war, kamen Nachbarinnen und Verwandte und brachten der Wöchnerin kleine Geschenke, meist Naturalien.[89] Eine weitere Gelegenheit, Mutter, Kind und Wöchnerinnenbett zu bewundern, war am Tag der Taufe, an dem morgens vor dem Gottesdienst ein Umtrunk der Patinnen und Paten in der Stube stattfand.[90] Schliesslich wurde das Haus auch für die Gäste des Taufmahls geöffnet. Die Berichte über dieses Ereignis weichen voneinander ab. Nach Mathieu wurde das Taufmahl zwei Wochen nach der Taufe

---

[85] Vgl. Goldstern 1922: 104.

[86] Die Kenntnis vom Wöchnerinnenbett in der Stube ist in Ardez und Guarda heute noch verbreitet.

[87] Im Unterengadin wurde der Bettvorhang «il badliner davant sü», d. h. Vorhangleintuch, genannt. Stichwort «badliner» in: Dicziunari Rumantsch Grischun 2. 1947–57: 32.

[88] Angabe einer Interviewpartnerin aus Ardez.

[89] Für diesen Anlass gab es einen besonderen geflochtenen Korb, in dem die Geschenke überbracht wurden. Er wurde «chanaster da latvetsch» genannt, d. h. übersetzt «Geschenk an die Wöchnerin». Stichwort «chanaster» in: Dicziunari Rumantsch Grischun 3. 1958–63: 261.

[90] Vgl. Huder 1938 und Mathieu 1983: 118.

gefeiert[91], wahrscheinlich war das Wöchnerinnenbett dann schon überflüssig und an die Seite geräumt. Nach den Ausführungen Sprechers hatte sich, wenn in früheren Zeiten das Taufmahl stattfand, die Wöchnerin noch nicht von der Geburt erholt:

> *«Das Taufemahl, ungleich reichlicher als das heutige und für ärmere Leute wohl ein Entschuldigungsgrund für das Erbitten einer zahlreichen Gevatterschaft, ward oft genug hart neben der Kammer gehalten, in welcher die Wöchnerin lag und man kann sich denken, wie heilsam der Jubel der Gäste, deren weiblicher Theil überdies fortwährend bei ihr ein und ausging und sie mit 'guten Brocken' und Getränken versah, selbst für die Nerven dieser starken Frauen sein mochte.»*[92]

Das Taufmahl in dem von der Beschreibung des Leichenbegängnisses her bekannten Ftan fiel um 1800 bescheidener aus. Nur der Pfarrer und die beiden Patinnen besuchten die Wöchnerin und brachten ihr das schon erwähnte «latvetsch» mit Weizenbrot und Eiern.[93] Vielleicht hat Rösch das Taufmahl mit einem Gratulationsbesuch nach der Taufe verwechselt, denn dass eine Geburt nur so wenig gefeiert wurde, ist nicht leicht vorstellbar.

2.1.3 Deckbettbezüge

Die Sammlung von Deckbettbezügen im Rätischen Museum bietet ein unerwartetes Bild, denn nur einer der Bezüge gehört zur Sammlung Sutter. Unter den neun Bezügen mit Kreuzstichstickereien sind nur zwei, bei denen als Herkunftstal das Engadin genannt wird. Die übrigen Bezüge, die zwischen 1938 und 1961 ins Museum gelangt sind,

---

[91] Mathieu 1983: 118.

[92] Sprecher 1875: 317 f. Die Eltern des Täuflings freuten sich über viele Patinnen und Paten auch deshalb, weil die Gäste des Taufmahls Lebensmittel mitzubringen pflegten (vgl. Mathieu 1987: 165).

[93] Rösch 1807: 45.

kommen aus den Walsertälern Rheinwald und Schanfigg. Alle Objekte sind mit einem Monogramm (eines sogar mit dem vollständig ausgeschriebenen Namen «Anna Lorez») gezeichnet und tragen, bis auf eine Ausnahme, eine Jahreszahl: 1832, 1842, 1845, 1855 und 1895.
Die Deckbettbezüge (Form B) sind etwa 145 cm breit und 170 cm lang. Die Stickereien befinden sich auf der Oberseite in der Mitte auf der oben schon erwähnten Bettschnur. Die Bettschnur ist mit kleinen, nicht miteinander verbundenen Motiven wie Sternen, Herzen, Rosetten oder Sprossen bestickt. Ebenfalls vertreten sind Ranken mit Blüten oder Blättern. Die beiden Bezüge aus dem Engadin wurden mit rotem und blauem Stickgarn gestickt; für die Bezüge aus den Walsertälern wurde nur Rot verwendet. Fünf der Bezüge bestehen aus Leinen mit rosa Streifen, ein Material, das auch bei den Kissen verwendet wurde.
Über die Verwendung von Bettbezügen lässt sich nichts weiter sagen. Es ist jedoch ein seltsamer Umstand, dass Sutter in seiner Sammlung mit über 100 Stickereien nur einen Bettbezug hatte. Vielleicht waren ihm die Bezüge nicht reich genug bestickt. Es kann aber auch sein, dass das «nordisch» Schlafen schon vor 70 oder 80 Jahren aufkam und die Menschen eher auf Oberleintücher verzichteten. In Ardez wurde mir berichtet, dass die Schwiegermutter meiner Interviewpartnerin in der Krisenzeit um 1910 bis 1930 viele Stickereien verkaufen musste und nur wenig dafür bekommen hätte. Sie führte weiter aus, damals wäre keine andere Wahl geblieben, man musste eben sparen. Heute würde man keine Stickereien mehr aus dem Haus geben. Es liegt auf der Hand, dass in wirtschaftlichen Krisenzeiten zunächst die Dinge verkauft werden, die man im alltäglichen Leben nicht notwendig brauchte. Zu diesen Dingen zählten vor 80 Jahren vielleicht Bettvorhänge, Taufdecken und Paradehandtücher.

2.1.4 Kissenbezüge

Mit beinahe 300 Objekten ist die Gruppe der Kissenbezüge die umfangreichste in der Textiliensammlung des Rätischen Museums. In dieser Sammlung sind jedoch nur wenige Exemplare bestickt und im

letzten oder vorletzten Jahrhundert entstanden. Berücksichtigt wurden von mir daher nur 16 Kissen, die Kreuzstichverzierungen aufweisen. Anhand der Grösse und der Art der Verzierung können zwei Kissentypen unterschieden werden. Das Bettkissen (Form K 1) ist etwa 40 bis 50 cm breit und 95 bis 115 cm lang. Auf der Vorderseite ist in der Mitte ein gestickter Einsatz zu erkennen, der bis zu einem Drittel der Breite des Kissens einnehmen kann. Auf der Abbildung 6 kann man erkennen, dass dieser Einsatz über die gesamte Länge des Kissens verläuft und auf einen anderen Einsatz stösst, der die geschlossene Schmalseite des Kissens bildet. Dieser ebenfalls bestickte Einsatz ist zur Hälfte auf der Vorder und zur Hälfte auf der Rückseite zu sehen. Die offene Seite des Kissens wurde mit kleinen Bändchen verschlossen. Die Motive auf diesen Kissen sind wie bei den schon vorgestellten Stickereien Quadratmuster (meist mit Nelken oder Granatäpfeln), Herzsprosse und Ranken. Gestickt wurde mit rotem und blauem Garn. Ein Kissen aus Filisur, verziert mit Quadratmustern und gestickt mit goldbraunem Garn, ist mit dem Monogramm «AI» und der Jahreszahl 1688 versehen und damit eine der ältesten bekannten Kreuzstichstickereien in Graubünden.
Die zweite Kissenform (K 2) ist kleiner und etwa 40 cm breit und 45 bis 60 cm lang. Diese Kissen sind nur auf der Vorderseite verziert, die Seitennähte werden oft durch eine schmale Klöppelspitze zusammengehalten. Die Kreuzstichstickerei findet sich in der Mitte und/oder in den Ecken der Kissen. Am Rand verläuft oft eine Borte mit einer kleinen Ranke. Datiert oder mit Monogrammen gezeichnet ist keines dieser Kissen. Ein Beispiel für diese Kissenform, bestickt mit Herzsprossen und Grantapfelmotiven, ist auf Abbildung 7 zu sehen.
Nach den Angaben einer Interviewpartnerin wurde in Bergün früher mit mehreren übereinanderliegenden Kissen geschlafen, denn die Vorstellung war verbreitet, dass nur eine Leiche flach liegen würde. Die Kissen aus dem Engadin und seinen benachbarten Tälern, die mit besonders breiten und reich verzierten Einsätzen versehen waren, dienten wahrscheinlich eher als Prunk bzw. Paradekissen.[94]

---

[94] Angabe einer Interviewpartnerin aus Bergün.

Ähnlich wie die reich bestickten Bettkissen wurden die Kissen der anderen Form auch als Schaustücke verwendet. Es mag sein, dass sie als Prunkkissen auf die Bettkissen oder auf die Ofenbank in der Stube gelegt wurden. Aus dem Misox sind derartige Kissen bekannt, die allerdings mit schwarzem Garn gestickt wurden und in der Literatur als «Trauerkissen» bezeichnet werden.[95] Auf diesen Trauerkissen finden sich, genau wie auf den rot gestickten Kissen im Engadin, Nelken und Vasensprosse, Sternmuster und Ranken. Die Verwendung von Trauerkissen ist nicht näher beschrieben. Schwarz gestickte Totenkissen, d. h. Sargkissen, soll es früher im Safiental gegeben haben.[96] Solche Kissen werden kaum erhalten sein, denn sie wurden den Toten mit in den Sarg gegeben.

2.1.5 Decken

24 alte Decken bewahrt das Rätische Museum auf (sechs Decken stammen aus dem 20. Jahrhundert und werden hier nicht berücksichtigt). Zehn von ihnen haben eine Form, wie sie auf der Abbildung 8 zu sehen ist. Sie sind mit einem Musterstreifen in der Mitte verziert, der durch die gesamte Länge bzw. Breite des Tuches verläuft (Form D 1). Die Grösse dieser Decken ist verschieden, sie liegt bei 95 bis 150 cm in der Breite und 100 bis 170 cm in der Länge. Häufig sind die Decken annähernd quadratisch. Diese Decken wurden als Tischdecken verwendet und waren der Grösse des jeweils vorhandenen Tisches angepasst. Eine Decke aus rosa gestreiftem Leinen wurde mit einem Monogramm und der Jahreszahl 1849 gezeichnet und kommt aus dem von Walsern bewohnten Rheinwald. Ähnlich wie bei den Bettbezügen, die ebenfalls in diesem Tal entstanden sind, bestehen die gestickten Muster aus kleinen, nicht miteinander verbundenen Stern- und Sprossmotiven. Eine Decke desselben Typs ist aus Stampa im Bergell ins Museum gelangt. Sie trägt die Jahreszahl 1728, wurde mit einem

---

[95] Jörger (Hrsg.) 1927: Tafel VIII.

[96] Angabe einer Interviewpartnerin aus Safien-Platz.

Monogramm gezeichnet und mit rot gestickten kleinen Sprossmotiven verziert. Die übrigen acht Decken mit Mittelstreifen kommen aus dem Engadin, nur eine von ihnen weist eine Jahreszahl auf, 1805, und nur eine besitzt ein Monogramm. Die Motive sind dieselben wie bei den oben abgebildeten Stickereien, doch findet sich vereinzelt ein Einhorn, Hirsch, Schwan oder Hahn.
Eine im Engadin und im Albulatal verbreitete Tischdeckenform (D 2) zeigt eine ähnliche Aufteilung der Stickerei wie die Taufdecken der Form T 1a. Von der Mitte der Decke aus werden die Diagonalen, Senkrechten und Waagerechten durch Motive wie Herz- und Vasensprosse und Sternmotive betont.
Reich verzierte Tischdecken wurden aufgelegt, wenn Besuch ins Haus stand. Bei Familienfesten wurde der Tisch besonders schön hergerichtet, und man wartete mit kulinarischen Spezialitäten auf. Im Safiental gab es Tischdecken der Form D 1, allerdings war der Mitteleinsatz gehäkelt oder gestrickt. Tischdecken mit gestickten Einsätzen kamen erst Ende der 20er Jahre auf. Früher seien Tischdecken mehr benutzt worden als heute, bedauerte eine Interviewpartnerin aus dem Safiental.
In der Kategorie «Decken» des Rätischen Museums sind noch zwei weitere Deckenformen vertreten, die hier nur kurz vorgestellt werden. Sechs Decken sehen aus wie kleine Oberleintücher (Form L 3). Sie sind schmaler (60 bis 70 cm breit) und kürzer (ca. 150 cm) als die üblichen Oberleintücher. Vielleicht dienten sie als Oberleintücher für Kinderbetten oder stellen einen eigenen Taufdeckentypus dar. Die zweite Form wird von einer Decke vertreten, die vielleicht als Tischläufer verwendet wurde. Sie ist eine der ältesten mir bekannten Kreuzstichstickereien und mit schwarzer Seide bestickt. Sie misst 57 mal 116 cm, trägt drei verschiedene Monogramme und die Jahreszahl 1681. Sie wurde mit einer Randbordüre aus Quadratmustern verziert und kommt aus Lavin im Unterengadin.

2.1.6 Paradehandtücher

Paradehandtücher besitzen ein langes und schmales Format, sie sind 25 bis höchstens 60 cm breit und 95 bis 195 cm lang. Im Rätischen Museum befinden sich 25 Paradehandtücher mit Kreuzstichstickereien, beinahe alle kommen aus dem Engadin und dem Münstertal. Dort weisen die Stickmuster auf den Paradehandtüchern fast immer den gleichen Aufbau auf (Form H 1). Mehrere Reihen unterschiedlicher Motive werden übereinander angeordnet, die Motive sind dabei innerhalb einer Reihe symmetrisch.
Bei einem Paradehandtuch aus Scuol im Unterengadin (Abbildung 9) bildet die Basis eine grosse Sternenbordüre, darüber folgt eine schmale Rautenbordüre in Klöppelspitze, dann ein Paar Herzsprosse, darüber ein grosses Sternmotiv mit Granatäpfeln und vierblättrigen Blüten, das wir schon von der Abbildung 1 kennen und das auf Stickereien des Unter- und Oberengadins verbreitet ist. Über diesem Motiv findet sich eine weibliche Figur mit Tieren (Hunden?), darüber zwei andere Tiere, dann noch ein weiteres Tier und schliesslich zwei gegenüberstehende dreiblütige Sprosse. Hätten die oberen Tiere kürzere Beine, könnten sie Löwen oder Leoparden darstellen, so aber steht nur fest, dass es sich um Vierbeiner handelt. Das untere Ende des Tuches ist mit einer breiten Borte aus rotweissem Drehergewebe verziert, wie auch fast die Hälfte der Paradehandtücher des Rätischen Museums.
Das zweite Beispiel eines Paradehandtuchs (vgl. Abbildung 10) zeigt Stickereien mit weiteren Tiermotiven, auch wenn etwas Phantasie gebraucht wird, um die gemeinten Arten erkennen zu können. In der obersten Reihe handelt es sich wahrscheinlich um die Darstellung von zwei Leoparden, eine Reihe darunter sind zwei Löwen an einen Spross gebunden.[97] Es folgen dann zwei Reihen mit Vasenmotiven, zunächst zwei Nelken-Granatäpfelsträusse, dann, stark stilisiert Vasen mit Tulpen. Dazwischen ist ein Kranz mit Monogramm gestickt. Den Abschluss bildet eine Ranke mit Granatäpfeln. Die Stickerei dieses

---

[97] Brunner-Littmann/Hahn 1988: 56 ff.

Tuches wurde mit rotem Garn ausgeführt, und, wie so oft, am unteren Rand mit einer Borte aus Drehergewebe verziert.
Neben den auf diesen beiden Paradehandtüchern gestickten Hunden, Vögeln, Leoparden und Löwen lassen sich noch Hirsche und Einhörner auf Paradehandtüchern entdecken. Die sonst sehr selten vorkommende weibliche Figur konnte ich auf Paradehandtüchern fünfmal nachweisen. Von den 29 Kreuzstichhandtüchern des Rätischen Museums wurden 18 mit einem Monogramm (viermal auch mit zwei Monogrammen) und sieben mit einer Jahreszahl, 1732, 1734, 1741, 1787, 1831, 1834[98] und 1855, versehen.
Im Safiental, Schanfigg und der Landschaft Davos, also in Tälern, die von Walsern bewohnt waren bzw. sind, entstanden Paradehandtücher, die kleiner sind als die Engadiner Tücher und mit anderen Mustern verziert wurden. So gibt es Tücher, die auf ihrer bestickten Schmalseite einen Pflanzenspross mit drei oder fünf Blütenzweigen zeigen, auf denen kleine Vögel sitzen. Diese Blütensprosse fallen stilistisch sehr unterschiedlich aus, bald etwas spinnenhaft und eckig mit langen, dünnen Zweigen (Safiental), bald mit runden Formen (Schanfigg). Am Fusse des Blütensprosses ist in der Regel eine Jahreszahl und ein Monogramm gestickt.
Der vollständig ausgeschriebene Name und die Jahreszahl stehen im Zentrum anderer Paradehandtücher aus Walsertälern. Kleine Motive oder Bordüren sind über und/oder unter den Namen gestickt, und es ist nicht eindeutig, ob die Motive oder die gestickten Namenszüge im Vordergrund der Verzierung stehen. Ein Handtuch aus dem Museum in Arosa trägt sogar einen gestickten Wunsch: «Glük sei dein Loos», und darunter «Katharina Schmid 1881» Ebenso wie die Deckbettbezüge und die Tischdecke aus dem Rätischen Museum, die aus dem Schanfigg und dem Rheinwald kommen, deuten hier die eingestickten Jahreszahlen auf eine Entstehung der Handtücher in der Mitte und in

---

[98] Unter dem Mikroskop stellte man im Rätischen Museum fest, dass dieses Paradehandtuch aus Scuol ursprünglich mit 1834 bezeichnet war und durch eine Manipulation der zweiten Ziffer auf das Jahr 1734 vordatiert werden sollte (Brunner-Littmann/Hahn 1988: 88).

der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hin (zweimal 1838, 1848, 1855, 1881 und 1891).
Die hier beschriebenen Paradehandtücher aus dem Engadin, Münstertal, Schanfigg, Safiental und der Landschaft Davos unterscheiden sich zwar in ihrer Grösse und im Stil ihrer gestickten Motive, ihre Verwendung aber war sehr ähnlich. Mit Paradehandtüchern wurde die Stube geschmückt. Es hing jedoch vom jeweiligen Tal ab, welchen Platz in der Stube die Stickereien erhielten.
Im Münstertal waren «Zierhandtücher» in jedem Haus vorhanden, und man pflegte sie über der Ofenbank aufzuhängen.[99] Der Ofen in der Münstertaler Stube war, wie alle Öfen in Graubünden, ein Hinterlader, er wurde von einem Nebenraum aus beheizt.[100] Im Münstertal und im Engadin war der Ofen mit einem Holzgestell verkleidet, das im unteren Bereich am Ofen aus einem Stangengerüst bestand und im oberen Teil den Raum zwischen Ofen und Stubendecke mit einem dichten Holzgitter abschloss. Direkt am Ofen stand die Ofenbank, ein ausziehbares, bettartiges Möbelstück. An das Stangengerüst über der Ofenbank wurden die Zierhandtücher gehängt.[101] In der Literatur werden keine besonderen Anlässe genannt, für die man diese Tücher hervorgeholt haben soll. Anscheinend wurde mit den Zierhandtüchern auch alltags die Stube geschmückt. Um 1920, als sich Eugenie Goldstern, eine Schülerin von Michael Haberlandt und Arnold van Gennep[102], im Münstertal aufhielt, war es allerdings nicht mehr üblich, die

---

[99] Goldstern 1922: 104.

[100] Ebd.: 82 ff und Campell 1973: 20.

[101] Meyer-Heisig 1956: 45 kennt Stangen- bzw. Ofentücher aus Siebenbürgen, die Prunkhandtüchern ähnlich waren, aber nur zur blossen Zier von Stube und Ofen dienten. In einigen seiner Zeichnungen zur Entwicklung der Schweizer Stube hat der Architekt Max Lutz Stangen- bzw. Ofentücher als Einrichtungsgegenstände in Bauernstuben berücksichtigt. vgl. Lutz 1930: Abb. 123–125 (Wallis) Abb. 127 (Haslital), Abb. 128 (Guggisberg), Abb. 133 Appenzell), Abb. 134 (Toggenburg) und Stuben in Graubünden auf Abb. 273, 274 (beide Albula) und 358 (Unterengadin).

[102] Die beiden Wissenschaftler waren Kulturhistoriker und Volkskundler. M. Haberlandt (1860–1940) in Wien; A. van Gennep (1873–1957) in Neuchâtel. Van Gennep entwickelte u. a. den Begriff «Übergangsriten».

Stickereien in der Stube aufzuhängen.[103] Goldstern gibt mit ihrer Aussage, dass in jedem Münstertaler Haus Zierhandtücher vorhanden waren, einen Hinweis auf die starke Verbreitung der Kreuzstichstickereien. Es scheint im Münstertal nicht nur eine dünne Schicht wohlhabender Bauerntöchter gewesen zu sein, die sich dem Sticken gewidmet hat.

In der Engadiner Stube erhielt das Paradehandtuch[104] seinen Platz neben dem Büffet. Ein Engadiner Büffet[105] ist eine Verbindung von Schrank, Anrichte und Giessfass mit Waschkasten. Letzteres diente zum Waschen der Hände nach dem Essen. An der freistehenden Seite des Büffets war eine Stange angebracht, an der ein Nutzhandtuch hing. Über dieses Nutzhandtuch wurde das Paradehandtuch gebreitet. Gab es keine derartige Stange am Büffet, hängte man Nutz- und Paradehandtuch auf ein eigens für diesen Zweck gedachtes Holzgestell, das neben dem Büffet stand.[106] Wie im Münstertal hing im Engadin das Paradehandtuch auch alltags in der Stube, es brauchte keine besonderen Anlässe, um das Paradehandtuch hervorzuholen.

Im Safiental waren die Handtücher nicht nur bescheidener verziert, sie wurden auch nur an Sonn- und Feiertagen in der Stube aufgehängt.[107] Die Tücher wurden sehr gepflegt und natürlich nicht zum Händeabtrocknen verwendet. Der Platz des Handtuchs entsprach ungefähr dem der Münstertaler Zierhandtücher, allerdings mit einer kleinen Abweichung. Der Ofen in der Stube des Safierhauses war nicht wie der Engadiner und Münstertaler Ofen vollkommen in ein Holzgestell eingerüstet. Im Safiental war auf dem Ofen ein Liegeplatz eingerichtet,

---

[103] Goldstern 1922: 104.

[104] Laut Angaben meiner Interviewpartnerin aus Guarda werden diese Tücher mit «süaman da parada» bezeichnet. «Parade» ist also ein Bestandteil des romanischen Begriffs.

[105] Campell 1973: 30 f.

[106] Angabe meiner Interviewpartnerin aus Guarda.

[107] Angaben meiner Interviewpartnerin aus dem Safiental.

der besonders von den Alten und Kranken benutzt wurde.[108] An der Stubendecke war eine Stange, die Ofenstange, befestigt, die ungefähr 20 cm unter der Decke den Umrissen des Ofens entsprechend verlief. Das Handtuch oder die Handtücher wurden an Festtagen über diese Stange gehängt. Hätte man sie dort auch alltags hängen lassen, wäre wahrscheinlich den auf dem Ofen Liegenden die Sicht in die Stube versperrt gewesen. In einigen Safierhäusern fehlte die Ofenstange. Dies war der Fall in dem Haus einer meiner Interviewpartnerinnen, die in dem Fehlen der Ofenstange den Grund dafür sah, dass in diesem Haus keine alten bestickten Handtücher vorhanden waren. Elly Koch erwähnt zusätzlich die Möglichkeit, dass Handtücher neben dem «Zinnbrünneli», dem Zinngefäss mit Wasserhahn und Zinnbecken, aufgehängt wurden.[109]
Im Davoser Museum bewahrt man kleinere Tücher auf, die nur wenig Verzierung, dafür aber häufig den vollständigen Namen der Stickerin tragen. Diese Tücher haben z. T. kleine Aufhängeschlaufen an der oberen Schmalseite und sind vielleicht als Wandbehänge verwendet worden.

2.1.7 Fäschen

Zum Schluss des Formenüberblicks soll nach all den Wäscheteilen noch eine Art Kleidungsstück, welches häufig mit Kreuzstichstickerei verziert worden ist, erwähnt werden: die Fäsche[110]. Die Fäsche, im Unterengadin «fascha da popins»[111] genannt, ist ein verbreiteter Begriff für das Wickelband, mit dem Säuglinge fest umwickelt wurden. Die

---

[108] Bandli/Bandli 1991: 120 ff.

[109] Koch 1982: 6.

[110] Zur Etymologie des Wortes «Fäsche» steht im Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm: «Fasche, f. thorax linteus, schnürleibchen, aus fascia, binde, schweiz. fäsch fatsche windel, wickel» (3. Band 1862: Spalte 1336).

[111] Angabe meiner Interviewpartnerin aus Guarda.

abgebildete Fäsche (Abb. 11) befindet sich heute im Besitz des Rätischen Museums in Chur. Sie beginnt mit einer Breite von 22 Zentimetern und endet nach 338 cm Länge mit nur noch zwei Zentimetern Breite. An der oberen Kante der Fäsche ist eine schmale Rankenborte mit kleinen Granatäpfeln gestickt.
Im Museum in Scuol befindet sich eine mit schwarzer Kreuzstichstickerei verzierte Fäsche, die wahrscheinlich, ebenso wie die schwarz gestickten Taufdecken, in Trauerfällen verwendet wurde. Auch bei dieser Fäsche zieht sich die Verzierung aus springenden Hirschen, Nelken und dreizweigigen Sprossen mit Eicheln an der oberen Kante entlang. Der mit der Fäsche umwickelte Säugling war durch das umlaufende Stickereimuster repräsentativ geschmückt, vielleicht trug der Säugling die verzierte Fäsche nur zu seiner Taufe.
Um 1800 kritisiert ein der Aufklärung nahestehender Autor, dass die Mütter in Ftan im Unterengadin für ihre Säuglinge zwar «zärtliche Sorgfalt» aufbringen,

> *«sie fehlen aber darinn, dass sie solche an Kopf und Leib zu warm halten, mit Schmalzmus zu früh und oft füttern, auch sie zu enge fäschen (einwikkeln) (!). Will man sie deswegen tadeln, so wird man mit dem Beispiel der lieben Alten widerlegt.»* [112]

Mit dem engen Einwickeln in Fäschen wollte man in Graubünden die Kinder vor krummen Beinen schützen.[113] Ingeborg Weber-Kellermann beschreibt, dass das feste Einwickeln der Säuglinge aus ähnlichen Gründen allgemein verbreitet und bis weit ins 18. Jahrhundert üblich war.[114] Anders als die bei Weber-Kellermann abgebildeten Wickelkinder, die bis zum Hals eingebunden waren, zeigt eine Zeichnung aus Ftan aus dem Jahre 1773 einen Säugling, der wenigstens noch die Arme bewegen konnte.[115]

---

[112] Rösch 1807: 43.

[113] Koch 1982: 88.

[114] Weber-Kellermann 1989a: 42 f.

[115] Abbildung in Mathieu 1987: 164.

An dieser Stelle wird der Überblick über Formen und Verwendungen von traditionellen Kreuzstickereien in Graubünden abgeschlossen. Es ist möglich, dass es noch weitere Formen gab. In der Literatur findet sich z. B. ein Hinweis auf «Znünitücher», Tücher, die den Essenskorb für die Zwischenmahlzeit auf dem Feld zudeckten und auf denen das Brot zurechtgelegt wurde.[116] Nach Elly Koch waren diese Tücher mit Motiven von Wappentieren geschmückt, die den betreffenden Familienwappen entnommen worden sind. Meine Interviewpartnerinnen konnten dazu leider keine Angaben machen. Vielleicht werden in einigen Haushalten Graubündens noch Stickereien aufbewahrt, die hier weiterhelfen könnten. Es kann auch sein, dass Znünitücher unter der Bezeichnung «Taufdecke» oder «Tischdecke» aufbewahrt werden.

2.2 Textile Verzierungstechniken in Graubünden

Der Kreuzstich ist heute die für Graubünden als typisch angesehene Technik, Textilien zu verzieren, er war aber nicht in allen Tälern verbreitet. Neben dem Kreuzstich gab es noch andere textile Verzierungstechniken. Selbst bei den oben beschriebenen Bettvorhängen und Handtüchern wurden andere Techniken verwendet. Schmale Einsätze, Bettschnüre und Randborten wurden häufig geklöppelt. Im Unterengadin war das Freihandklöppeln verbreitet, eine Technik, bei der ohne Klöppelbrief und nur mit Randnadeln gearbeitet wird.[117] Aufgrund dieser Technik und der Verwendung von handgesponnenem Leinengarn wirken diese Spitzen etwas unregelmässig. Das Freihandklöppeln war eine bäuerliche Technik und lässt sich ab dem 17. und 18. Jahrhundert in vielen Regionen Europas nachweisen (z. B. Skandinavien, Slowakei und Norditalien). Bis ins 19. Jahrhundert war das Freihandklöppeln im dem Unterengadin benachbarten Tirol und Salzburger-

---

[116] Koch 1982: 6.

[117] Böhni 1993.

land verbreitet.[118] Klöppelspitzen, die mit Hilfe eines Klöppelbriefes hergestellt wurden, findet man ebenfalls im Engadin und, wenn auch nicht so häufig, in Tälern wie dem Puschlav und dem Bündner Oberland. Bei diesen Spitzen handelt es sich um einfache Torchon- und Bänderspitzen.[119] Die Frage, ob diese Spitzen von Spezialistinnen hergestellt und dann von fahrenden Händlern verkauft wurden, ist nicht zu beantworten. Einen Beleg für die Einfuhr von Spitzen um 1800 bringt der schon durch seine Kritik am engen Fäschen der Kinder bekannte Magister Rösch. Er zählt die in die Gemeinde Ftan im Unterengadin eingeführten Waren auf und nennt Salz, Reis, Kastanien, Branntwein, Kaffee und Tabak. Dazu kamen die Artikel, die von Hausierern aus Tirol oder Como feilgeboten wurden:

> *«eiserne und hölzerne Haus- und Feldgeräthschaften, Küchengeschirre, Schuhnägel, kurze Waaren, Spizzen, Bänder, fremde Zeuge zu Sonntagskleidung beider Geschlechter, Gewürze, seidene und andere Taschen und Halstücher».*[120]

Gekauft wurde wahrscheinlich das zur Verzierung der Ränder verwendete, meist zweifarbige Drehergewebe, das an vielen im Engadin und Münstertal gestickten Taufdecken, Bettvorhängen, Tischdecken und Paradehandtüchern zu sehen ist. Das Drehergewebe hat seinen Namen von der Drehung der Kettfäden, die ein Lochmuster entstehen lassen.[122]

Das Filetsticken fand in allen Tälern Graubündens, mit Ausnahme der Walsertäler, eine weite Verbreitung. Die Filetstickerei, auch Netzstickerei genannt, entsteht in zwei Arbeitsgängen. Zunächst muss ein Netzgrund geknotet werden, in den dann als zweiter Schritt mit verschiedenen Füllstichen (Leinenstopfstich, Stopfstich und Schling-

---

[118] Ebd.

[119] Schorta o. J.; Müller 1970: 221 f; Curti 1935: 12.

[120] Rösch 1807: 49 f.

[121] Vgl. die Abbildungen 1 und 3 bis 6.

[122] Seiler-Baldinger 1973: 78.

stiche) Motive gestickt werden.[123] Im Puschlav und im Bündner Oberland, den beiden einzigen Regionen, die keine Kreuzstichstickerei aufzuweisen haben, wurden Oberleintücher und Kissenbezüge mit Einsätzen aus weisser Filetstickerei geschmückt. In beiden Tälern dominierte die katholische Kirche, und viele reich verzierte Textilien wurden für die Kirche hergestellt (Altardecken, Kelchtücher). Pater Curti begründete das Fehlen des Kreuzstichs im Bündner Oberland dadurch, dass dieser dort schon früh von anderen Techniken verdrängt worden sei.[124] Die einzige Technik von Bedeutung im Bündner Oberland war aber das Filetsticken, und dieses ist, nach den Datierungen der Filetarbeiten im Engadin, ungefähr ein halbes Jahrhundert älter als der Kreuzstich. Im Puschlav mit seiner reichen Filetstickerei, seinen Klöppel und Nadelspitzen wirkte ein starker italienischer Einfluss.[125] Bei diesen in Weiss gehaltenen Verzierungstechniken stiess der rotblaue Kreuzstich des Engadins wohl nur auf wenig Interesse.
In den Walsertälern gab es neben der manchmal sehr bescheidenen Kreuzstichstickerei häufig Bettschnüre und Einsätze, die gehäkelt oder gestrickt waren. Für das Häkeln und Stricken nahmen die Frauen im allgemeinen nur weisses Garn. Eine Ausnahme bildete das sog. «Schanfigger Häkeln», bei dem mit festen Maschen und den Farben Rot und Weiss Motive der Kreuzstichstickerei nachempfunden wurden. Ein Paradehandtuch aus dem Schanfigger Talmuseum in Arosa zeigt in seinem breiten Einsatz in Schanfigger Häkeltechnik zwei liegende Hirsche um ein Sprossmotiv. Diese älteste mir bekannte Schanfigger Häkelarbeit trägt das Datum 1891.
Zwei Sticktechniken, der Kettenstich und der Flachstich, waren nur im Engadin verbreitet. Bei beiden Techniken können, da sie im Gegensatz zum Kreuzstich nicht über Gewebefäden zu zählen sind, geschwungene und runde Motive gestickt werden. Diese in Rot ausgeführten Stickereien zeigen Ranken und grosse Vasensprossmotive mit Blüten

---

[123] Brunner-Littmann/Hahn 1988: 75 f.

[124] Curti 1936: 14.

[125] Zu den Stickereien in den italienisch-sprachigen Tälern vgl. Zendralli/Gianotti/Suor Pia 1932.

und Vögeln. Da diese Arbeiten weniger als die Kreuzstich und Filetstickerei an genaue Vorlagen gebunden waren, spiegeln sie am stärksten von allen Stickereien die Einfälle der Stickerin wider.[126]
Nicht berücksichtigt werden in dieser Untersuchung die Seiden- und Wollstickereien, die auf Vorsteckern, Schultertüchern, Schürzen und im Engadin auch auf Kammtaschen[127] zu finden waren und oft von Spezialistinnen hergestellt wurden.
Es lässt sich an dieser Stelle bereits zusammenfassend sagen, dass es in Graubünden eine Vielzahl von textilen Verzierungstechniken gab und es sicher zu kurz greift, mit Graubündner Textilkunst nur die Kreuzstichstickerei zu meinen. Auch lassen sich Vorlieben einzelner Täler für bestimmte Techniken erkennen. Dabei fällt der Reichtum an textilen Techniken im Engadin auf.[128]
Schliesslich wird deutlich, dass die Zusammenhänge zwischen Sprache und Textilien nicht sehr gross sind. Rätoromanische Täler wie das Engadin und das Bündner Oberland weisen grosse Unterschiede in Verzierungstechnik und -stil auf, und auch, wenn hier häufiger von Stickereien in den Walsertälern die Rede ist, sollen damit die unterschiedlichen Stilvarianten, die sich in den einzelnen Tälern entwickelten, nicht bestritten werden.

2.3 Die Motive in der Kreuzstichstickerei

Die Motive bündnerischer Kreuzstichstickereien sind im Wesentlichen schon durch die vorangegangenen Abbildungen bekannt. Auch von ihren stilistischen Variationen und ihrer Anordnung geben die

---

[126] Vgl. in Brunner-Littmann/Hahn 1988 die Abbildungen 68 bis 78.

[127] Zu den Kammtaschen vgl. Chönz 1970 und Schneider 1969.

[128] Dies ist wohl der Grund dafür, warum sich fast alle Publikationen über die Textilkunst in Graubünden nur auf das Engadin und allenfalls auf das Münstertal beschränken. Elly Koch bildet dabei eine Ausnahme, denn sie trug Stickmotive aus dem Bergell, Safiental, Schanfigg und Prättigau zusammen.

Abbildungen einen Eindruck. Um einen Überblick zu erhalten, werden sie hier noch einmal nach Gruppen geordnet aufgeführt:

Quadratmuster:

a) Es gibt Quadratmuster ohne erkennbar vegetabile Teile, dazu gehören z. B. Sternmuster;

b) Häufiger sind Quadratmuster mit erkennbar vegetabilen Teilen wie Nelkenblüten, Granatäpfeln, Eicheln und Tulpenblüten.

Sprossmotive:

a) Herzsprossmotive erwachsen aus einem Herzen und weisen in der Mitte manchmal ein zweites Herz auf. Sie besitzen meist drei Blütenzweige mit Nelken- oder Tulpenblüten und wurden häufig als Eckmotiv verwendet, aber auch paarweise oder zu viert als Quadratmuster gestickt;

b) Vasensprossmotive erwachsen aus einer Vase und besitzen meist fünf oder sechs Blütenzweige mit Nelken- oder Tulpenblüten oder/und Granatäpfeln;

c) Kleine Sprossmotive bestehen aus drei kleinen Zweigen, die oft nicht näher bestimmbare Blüten oder Blätter tragen.

Bordüren:

a) Ranken können rund oder eckig gestaltet sein und Granatäpfel oder Blätter tragen;

b) Geometrische Bordüren aus fortlaufenden Rauten, Sechsecken oder Sternen sind selten.

Tiermotive und menschliche Figuren:

a) Vor allem auf Paradehandtüchern finden sich häufig kleine Vögel. Vierbeinige Tiere, die vielleicht Hunde darstellen sollen, sind ebenfalls auf Paradehandtüchern vertreten. Hirsche, Löwen, Leoparden, Pfauen, Adler, Einhörner und Eidechsen (?) gehören zum Motivschatz, wurden aber nur selten gestickt.

b) Vereinzelt lässt sich eine weibliche Figur auf den Stickereien entdecken. Manchmal ist diese von symmetrisch angeordneten, vierbeinigen Tieren (Hunden?) umgeben.

Sondermotive:

a) Der Salomonsknoten kann im Zentrum eines Quadratmusters stehen oder auch isoliert als einzelnes Motiv gestickt sein.

b) Als ein Sondermotiv wird hier auch das H-förmige Motiv, das nicht näher bestimmt werden konnte, bezeichnet. Es kann als Einzelmotiv oder als Motiv in einer Bordüre verwendet sein.
Als Motive könnte man schliesslich auch Monogramme, Jahreszahlen und gestickte Namenszüge bezeichnen. Die Monogramme und Jahreszahlen sind selten stilistisch ausgereift, sie wirken eher improvisiert. Die Namenszüge, die auf Handtücher aus dem Schanfigg und der Landschaft Davos gestickt wurden, haben die Stickerinnen wahrscheinlich aus den Buchstabenreihen eines Mustertuches, wie sie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Schulen gestickt wurden [129], entnommen.
An dieser Stelle erscheint es sinnvoll, die Graubündner Kreuzstichstickerei zu unterteilen und die Engadiner Stickereien, zu denen die Stickereien aus dem Münstertal, aus dem oberen Teil des Albulatales und aus dem Bergell gezählt werden, von den Stickereien, wie sie in den Walsertälern entstanden sind, getrennt zu behandeln. In den Stickereien dieser Täler werden z. T. die gleichen Motive verwendet, doch unterscheidet sich die stilistische Verwirklichung erheblich.
Wenden wir uns zunächst dem Engadin zu. Hier sind die Stickereien, auch wenn einige von ihnen erst im 19. Jahrhundert entstanden sind, stark von der Renaissancekunst geprägt. Schon Pater Curti hat mögliche Vorlagen der Stickereien in den Modelbüchern vermutet.[130] Modelbücher sind Vorlagebücher für weibliche Handarbeiten; sie erschienen im 16. Jahrhundert zunächst in Deutschland und Italien, danach auch in anderen europäischen Ländern.[131] In den Modelbüchern waren Vorlagen für Klöppelspitzen und, auf gekästeltem Grund, für Sticktechniken, die über abgezählte Fäden gearbeitet wurden, wie der Kreuzstich und die Filetstickerei, gesammelt. Birgit Brunner-Littmann ist es gelungen, die Vorlagen einiger in der Engadiner Kreuzstickerei häufig verwendeten Motive in diesen Quellen wiederzufinden.

---

[129] Mustertücher und die Rolle des Arbeitsunterrichts für Mädchen werden an anderer Stelle behandelt.

[130] Curti 1929: 10 ff.

[131] Lotz 1963: 3; Gockerell 1980: 18–26.

Die drei Vorlagen (Abb. 12) zeigen, wie ein Vergleich mit den abgebildeten Stickereien belegt, die z. T. detailgenaue Übernahme der gedruckten Motive. Andererseits ist auch gut zu erkennen, wie z. B. das Motiv des Herzsprosses variiert wurde. Mal wurden die drei Blüten gegen Nelkenblüten ausgetauscht (vgl. Abb. 3), mal wurde das ganze Motiv in die Länge gezogen (vgl. Abb. 1).
Das Nelkenmuster mit dem verschlungenen Salomonsknoten in der Mitte ist dem Musterbuch von Federico de Vinciolo aus dem Jahre 1587 entnommen.[132] Die beiden anderen Vorlagen wurden von Johann Sibmacher aus Nürnberg veröffentlicht. Das Quadratmuster erschien in Sibmachers erstem Modelbuch 1597[133], und der Herzspross in einem zweiten Buch vier Jahre später.[134]
Für viele der oben aufgelisteten Motive können Vorlagen in den Modelbüchern gefunden werden. Die Stickerinnen im Engadin variierten manche Motive, doch das eigentlich «Typische», das Besondere an der Engadiner Stickerei ist durch die Auswahl nur einer Handvoll Motive aus dem reichen Angebot der Modelbücher gegeben. So ist es ein Kennzeichen Engadiner Stickerei, dass beinahe jede Stickerei einen Herzspross oder ein Quadratmuster, wie das von Sibmacher entworfene, trägt. Auch die Anordnung der Muster in oft strenger Symmetrie, ebenfalls ein Erbe der Renaissance, prägt den Stil der Stickereien.
Modelbücher waren im 16. und 17. Jahrhundert überall in Europa verbreitet, und da die Ornamentstecher häufig voneinander «abkupferten», vermischten sich italienische und deutsche Stile. Besonders die Kreuzsticharbeiten hatten ihre Vorlagen in den Modelbüchern, bei ihnen kann eine «internationale Prägung der Textilkunst»[135] festgestellt werden. Ähnlichkeiten mit den Engadiner Stickereien weisen Stickereien aus dem nahegelegenen, aber katholischen Tirol auf, die

---

[132] Brunner-Littmann/Hahn 1988: 80 und 111.

[133] Sibmachers «Schön Neues Modelbuch» von 1597 war das wohl am meisten verwendete Modelbuch jener Zeit und wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Faksimile in Österreich neu aufgelegt. Marko 1984: 5 f.

[134] Ebd.: 86 f, 129 und 133.

[135] Borchers 1979[3]: 140.

deshalb auch religiöse Motive neben der oft gestickten Nelke tragen.[136] Kreuzstichstickereien aus Franken zeigen ebenfalls Vasensprossmotive mit Nelken. Die Ähnlichkeit mit Engadiner Stickereien wird dadurch verstärkt, dass auch bei einigen fränkischen Stickereien als Abschlussborte das rot-weisse Drehergewebe verwendet wurde.[137]
Ein Modelbuch war eine kostspielige Anschaffung, und wahrscheinlich sind nur wenige Exemplare ins Engadin gelangt, vielleicht wurden sie von zurückkehrenden Auswanderern mitgebracht. Von Auswanderern wurden vielleicht auch die wenigen barocken Vorlagen mitgebracht, deren Einfluss sich bei einigen wenigen Stickereien wiederfindet. Die Motive dieser Stickereien weichen stilistisch stark von den eher feinen und geradlinigen Renaissancemustern ab. Auf der Abbildung 10 sind die angebundenen Löwen und die Tulpenvasen nicht so klar stilisiert; sie wirken kompakter und runder.
Der Einfluss des Klosters Müstair auf die Verbreitung von Motiven und Sticktechniken wird wahrscheinlich überschätzt. Nach Sutter war der Handarbeitsunterricht des Klosters so gut, dass die reformierten Engadiner und Münstertaler über ihre Ressentiments gegenüber Katholiken hinwegsahen und ihre Töchter den Nonnen zum Unterricht überliessen.[138] Um die Spannungen zwischen dem katholischen Kloster, dem viele ausländische Nonnen aus Tirol und dem Veltlin angehörten, und dem reformierten Engadin und Münstertal abzubauen, wollten sich die Nonnen nützlich machen und übernahmen ab 1828 unentgeltlich den Dorf- und Arbeitsschulunterricht für Mädchen.[139] Erst in den Jahren 1890 bis 1892 wurde ein Töchterpensionat angebaut.[140] Wenn Sutter also den Handarbeitsunterricht der Nonnen erwähnt, meint er wahrscheinlich den Unterricht, den die Frauen, denen er Stickereien abkaufte, im 19. Jahrhundert besucht hatten. Ein prä-

---

[136] Meyer-Heisig 1956: Abb. 41.

[137] Pullmann-Freund 1982.

[138] Sutter 1927: 10.

[139] Thaler 1931: 529; Müller 1978: 217.

[140] Müller 1978: 219.

gender Einfluss des Klosters auf die Engadiner Stickerei, die ihre Blütezeit erheblich früher, vom Ende des 17. bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hatte, ist deshalb nicht anzunehmen.
Zurück zu den Walsern. Den Stickereien aus den Walsertälern ist gemeinsam, dass sie ihre Blütezeit in den 40er bis 90er Jahren des 19. Jahrhunderts hatten, also zu einer Zeit, als im Engadin nur noch wenig gestickt wurde. Obwohl sie später entstanden sind, wirken Walser Stickereien ursprünglicher, da hier keine gedruckten Vorlagen verwendet wurden. Die bescheidenen Spross und Sternmotive wurden frei variiert, und die grossen Vasensprosse auf den Handtüchern zeigen je nach Tal unterscheidbare Stilisierungen. Motive, die von Vorbildern aus der Renaissance geprägt wurden, sind hier nicht anzutreffen, eher lassen sich Anklänge an das Biedermeier in den gestickten Blumenranken finden, die Elly Koch im Schanfigg und Prättigau abgezeichnet hat.[141] Joseph Bergmann stellt 1844 in seinen Untersuchungen über die Walser in Graubünden und Vorarlberg fest, dass das Sticken bei den Frauen in Davos nicht üblich war, aber durch den Einfluss aus dem Bregenzer Wald langsam in einigen Regionen Fuss fasste.[142] Vielleicht standen die Walsertäler in Vorarlberg und Graubünden in so engem Kontakt miteinander, dass der Kreuzstich auf diesem Weg in die Graubündner Walsertäler gelangen konnte.
In Graubünden sind Beziehungen zwischen den Motiven der Kreuzstichstickerei und den Verzierungen an Häusern, Möbeln oder Rockenbriefen nur schwer herzustellen. Die im Engadin, im Münstertal und im oberen Albulatal vor allem seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verbreitete Sgraffito-Technik, mit der in den hellen Verputz der Häuser Blumen, Ranken und Figuren wie Seejungfrauen, Drachen und andere Fabelwesen eingeritzt wurden, zeigen bei ihren Blumenmotiven eine Ähnlichkeit mit den Ketten- und Flachstickereien des Engadins.[143] Die Blumenmotive der Sgraffitos sind auch ver-

---

[141] Vgl. Koch 1982: 126 f und diverse Motive in ihren 8 Heften.

[142] Bergmann 184: 79. Bergmann war nicht selbst in Davos, sondern stützt seine Aussagen auf Mitteilungen des örtlichen Seelsorgers, Pfarrer Bühler.

[143] Vgl. Kettnaker 1988, Könz 1987 und Vital 1990.

wandt mit den Motiven der Flachschnitzereien an Büffets, Truhen und Schränken zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Unterengadin.[144] Eine starke Vorliebe für geschwungene Blumenmotive hatten auch die Zeichner der Rockenbriefe aus Papier. Mit Rockenbriefen wurden die noch zu spinnenden Bündel Flachs oder Hanf zusammengehalten und geschmückt.[145] Im Safiental rahmten auf Rockenbriefen Herzsprosse, Zirkelrosetten und Fransennelken Verse wie z. B. «Mache, mache Einen feinen Faden so bekomst Eine Feinen knaben» aus dem Jahre 1788.[146] Die Motive sind vom Inhalt her die gleichen wie auf den Safier Kreuzsticharbeiten, aber der Stil ist völlig unterschiedlich.

2.3.1 Die Symbolik der gestickten Motive

Früher gab es in der Volkskunde Tendenzen, in den Motiven und Ornamenten der bäuerlichen Kunst nicht nur die Verschönerung der mit ihnen verzierten Gegenstände zu sehen, sondern ihnen auch eine symbolische, d.h. sinnbildhafte Bedeutung zuzuweisen.[147] Ein zentrales Motiv stellte hierbei der «Lebensbaum» dar, eine Bezeichnung für die hier Spross oder Vasenspross genannten Motive.[148] In Handarbeitsbüchern der Gegenwart finden sich, vielleicht als eine Folge dieser früheren volkskundlichen Forschung, neben dem Lebensbaum als Symbol für das ewige Leben Nelken als Liebes- und Treuesymbole,

---

[144] Campell 1973[2]: 38.

[145] Brunold-Bigler 1984.

[146] Zinsli 1987: 65 ff.

[147] z. B. Kurt von Spiess und Arthur Haberlandt (vgl. Kriss-Rettenbeck 1956).

[148] Otto Lauffer lehnt die Bezeichnung «Lebensbaum» für die, wie er sie nennt, Blumenstraussvase ab. «Sie ist lediglich ein durch die Kreuzstichstickerei in ihrer Form bedingtes Ziermuster von ausschliesslich schmuckmässiger Bedeutung» (Lauffer 1935: 228). Lenz Kriss-Rettenbeck äussert sich 20 Jahre später ähnlich, wenn er die Beliebtheit des Blumenbouquets damit begründet, dass dieses Motiv grosszügig variiert und der jeweiligen zu schmückenden Fläche gut angepasst werden kann (Kriss-Rettenbeck 1956: 45). Zur Blumenstraussvase als «Maikrügerl» vgl. Brückner 1992.

Granatäpfel als Fruchtbarkeitssymbole, die den Wunsch nach Kindern ausdrücken, und dem Salomonsknoten wird eine apotropäische Wirkung zugeschrieben.[149] Viele der Motive sind Jahrtausende alt und können ihre symbolische Aussage mehrmals gewechselt haben, bevor sie in ein Modelbuch der Renaissance aufgenommen und schliesslich z. B. im Engadin nachgestickt wurden. Wie ist es also um den symbolischen Inhalt der im Engadin gestickten Motive bestellt? Sahen die Engadiner Stickerinnen ihre Stickereien nicht nur als Dekorationsstücke, sondern auch als eine Art Amulett oder Segensbringer?
Der landeskundlichen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, die die Existenz von Textilien kaum wahrnimmt, lässt sich auf diese Fragen keine Antwort entnehmen. Sutter, der angibt, beim Einkauf von Stickereien und Webereien durch langes Befragen vor Ort die mündlichen Überlieferungen zu den Stickereien ermittelt zu haben[150], gibt hierzu ebenfalls keine Auskunft. Auch die beiden anderen wichtigen Autoren zum Engadiner Kreuzstich, J. B. Jörger und Pater Notker Curti, erwähnen keinerlei symbolische Bedeutung der gestickten Motive. Dieses Schweigen zur Frage der Symbolik fällt auf in einer Zeit, in der Symbolik in der Volkskunst zu erkennen, weit verbreitet war.[151] Ich bin sicher, dass sich die genannten Autoren zur Symbolik der gestickten Motive geäussert hätten, wären ihnen dazu Mitteilungen gemacht worden. Wenn also jemals mit den gestickten Motiven ein symbolischer Inhalt verbunden gewesen war, so war dieser zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten.[152]

---

[149] Vgl. Meulenbelt-Nieuwburg 1983: 13–15 und 103–105; zur Symbolik osmanischer Stickereien vgl. Ther 1993: 22–29.

[150] Sutter 1927: 6.

[151] Sutter, Jörger und Curti veröffentlichten ihre Aufsätze zur Graubündner Textilkunst in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, zu der Zeit, als z. B. in Deutschland Volkskundler verstärkt auf die Suche nach Sinnbildern gingen.

[152] Auch die Frauen, die ich im Rahmen dieser Untersuchung interviewt habe, konnten keine Angaben zur symbolischen Bedeutung der gestickten Muster machen und nahmen die Interpretation, die ich der Literatur entnommen hatte, mit freundlichem Erstaunen auf.

Erst in den letzten Jahren rückt die Frage nach der Symbolik in den Engadiner Stickereien in den Mittelpunkt des Interesses. Birgit Brunner-Littmann, die sich intensiv mit den Stickereien Graubündens beschäftigt hat, entwickelt dazu folgenden Gedankengang:[153] In bäuerlichen Kulturen wurde uraltes Gedankengut durch die Bräuche von Generation zu Generation weitergegeben. «Es blieben Bilder und Symbole lebendig, in denen auch Reste vorzeitlichen Glaubens nachklingen.»[154] Diese Bilder und Symbole finden wir dieser Autorin zufolge in der Volkskunst, für die Kunstpsychologen und Symbolforscher deshalb grosses Interesse aufbringen. «Der magische Zauber, der als Ausdruck verborgener Seelenschichten von den Bildsymbolen ausgeht, wird ins Bewusstsein gebracht.»[155] Nach bis ins letzte Detail gehenden, tiefenpsychologischen Analysen der geometrischen und vegetabilen Formen muss Brunner-Littmann aber erkennen: «Die Bäuerin, die auf ihrem Paradehandtuch liebevoll die Leerstellen mit Rosetten und Sternen ausstickte, wusste von alledem nichts ...»[156]
Dieser Gedankengang hat sicherlich seine Reize, besonders für Psychologen, die ein Symbol völlig losgelöst von seiner konkreten Anwendung sehen und so zu generellen Aussagen über die menschliche Psyche gelangen. In der Volkskunde aber ist von Interesse, was sich die Herstellerin oder Verwenderin einer Stickerei bei den gestickten Motiven gedacht hat. Wir verfügen heute über keine sicheren Erkenntnisse hierüber, darum können an dieser Stelle nur Vermutungen geäussert werden. Da die Vorlagen der gestickten Motive in den Mo-

---

[153] Brunner-Littmann/Hahn 1988: 42 f.

[154] Ebd.: 42.

[155] Ebd.: 42.

[156] Ebd.: 43. Brunner-Littmann steht mit diesen Vorstellungen nicht allein. Margrit Heuss-Brunner veröffentlichte 1985 im Bündner Jahrbuch einen Aufsatz über «Die Bündner Kreuzstichmuster als Glückszeichen», in dem sie einen Bogen schlägt vom alten Ägypten bis hin zu den Spielkartenfarben und die Motive der Stickereien in Beziehung setzt mit den vier Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde. Heuss-Brunner sieht dabei in jedem Motiv ein Glücks- und Segenszeichen. Dieser Aufsatz erfuhr im Schweizerischen Archiv für Volkskunde eine sehr positive Besprechung (Hefti 1986).

delbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts zu suchen sind, kann die Theorie vom «uralten Gedankengut» wohl vernachlässigt werden. Wahrscheinlich suchten sich die Stickerinnen Motive, die sie gut mit der Kreuzstichtechnik ausführen konnten und die dekorativ wirkten. Zu diesen Motiven gehören die Vasen- und Herzsprosse und die Nelkenblüte, die sich deshalb auch in Kreuzsticharbeiten in ganz Europa finden lassen.

2.3.2 Exkurs: Die Nelke in Graubünden

Die Nelke ist in den Stickereien des Engadins und der Walsertäler nicht häufiger vertreten als in Stickereien ausserhalb dieser Region. Sie war überall ein beliebtes Motiv. Nicht nur in der bäuerlichen Kunst, sondern auch in der Stilkunst, vor allem in der Renaissance, wurde sie oft abgebildet.[157] Trotzdem wurde und wird die Nelke als die erklärte Lieblingsblume der Graubündner bezeichnet[158] und das Stickmotiv aus den Modelbüchern als «Bündner Nelke» vereinnahmt.[159]
Vielleicht liegt ein Grund für den hohen Grad an Beliebtheit der Nelke darin, dass die Nelke eines der wenigen Motive aus den Modelbüchern war, welches die Graubündner auch aus der Natur kannten, denn zur natürlichen Bergvegetation Graubündens gehört eine kleinwüchsige Nelkenart. Wichtiger für die Stickerinnen war aber wahrscheinlich eine besondere Züchtung von hängenden Nelken, die seit Generationen und z. T. noch bis heute die Häuser in vielen Bündner Dörfern schmückt.
In Graubünden erfreute sich die Nelke als Topf- oder Gartenpflanze schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts grosser Wertschätzung.[160] Später,

---

[157] Wolffhardt 1954: 184–196.

[158] Brunner-Littmann/Hahn 1988: 45 und Curti 1929: 9.

[159] z. B. von Irma Roffler 1969: 102.

[160] Kiebler 1928: 69.

in den 1920er Jahren soll es kaum ein Haus oder einen Garten ohne Nelken gegeben haben.[161] In der Bündner Tageszeitung «Der freie Rhätier» erschien 1900 ein Artikel über die Nelkenzucht, der gleich mehrere Gründe für die Beliebtheit der Nelke nennt:

> *«Unsere Frauen und Töchter pflegen die Nelke wegen ihrer Schönheit und ihrem Dufte. Auch dürfte gerade die Hangnelke die einzige wirklich dankbare Blume für Fenster und Gallerie sein. Ehedem hatte aber die Nelkenkultur einen tiefern Grund, welcher uns erklärt, warum gerade die Nelke an unsern Bauernhäusern am häufigsten prangt. Die Nelke ist die Lieblingsblume der hl. Anna. Die hl. Anna aber ist die Schutzpatronin des Hauses und im engern Sinne des Familienfriedens und des Familienglücks. Die Hausfrau pflegt also die Nelke, um ihrem Hause und ihrer Familie die Gewogenheit der hl. Anna zu erhalten. (...) Mögen nun unsere Frauen und Töchter aus reinem Schönheitssinn oder der hl. Anna wegen Nelkenkultur treiben, wir möchten ihnen empfehlen, es zu thun. Wie schmuck und mildernd sieht ein so geschmücktes Häuslein aus, denn es zeigt uns, dass nicht nur draussen die liebe Sonne scheint, sondern dass die liebevolle Pflegerin schmucker Blumen auch in ihrem Stübchen für Sonnenschein im trauten Heim sorgt.»*[162]

Der Hausfrau um 1900 wird also ans Herz gelegt, ihr «Häuslein» mit Nelken zu schmücken. Eine solche Empfehlung klingt in unseren Ohren heute nur noch kitschig. Anders empfanden vielleicht die Frauen, die sich gezwungen sahen, diese Anforderungen zu erfüllen. An manchen Orten soll zwischen den Frauen ein «wahrer Wetteifer» darum entstanden sein, welche von ihnen die schönsten Nelken hatte.[163] Gelegenheiten, ihre Nelken zu zeigen, hatte die Hausfrau bei

---

[161] Ebd.: 69.

[162] Nelkenzucht 1900.

[163] Kiebler 1928: 70.

Verlobungen, Kindstaufen, Hochzeiten und anderen feierlichen Anlässen, denn hier sollen Nelken eine grosse Rolle gespielt haben.[164] Gepflegte Nelken waren also das äussere Zeichen für gepflegte Häuslichkeit. Vielleicht versteckt sich dieser Zusammenhang hinter dem Wunsch:

> *«Möge also in unserem Bündner Volke die Liebe zu den Nelken stets wachsen, so dass diese Blume immer mehr werde, was sie heute schon ist, die eigentliche Nationalblume Graubündens.»*[165]

Mit diesem Zitat befinden wir uns schon mitten im Gedankengut des Heimatschutzes, dem wir uns später noch ausführlich widmen werden. Der kleine Exkurs über die Nelke in Graubünden an dieser Stelle sollte mit der kulturellen Erscheinung der Nelkenpflege bekanntmachen, die vielleicht über den gemeinsamen Gegenstand Nelke hinaus als ein Zeichen der weiblichen Häuslichkeit Gemeinsamkeiten mit unseren Stickereien aufweisen könnte.

2.4 Herstellung und Pflege der Stickereien

Das Besticken von Textilien ist der letzte Arbeitsgang bei ihrer Herstellung. Um die Bedeutung bestickter Textilien erfassen zu können, muss die gesamte Vorgeschichte ihres Entstehens mit in die Betrachtung einbezogen werden. Es folgt nun jedoch keine ausführliche Beschreibung der Flachs- und Hanfverarbeitung oder des Spinn- und Webvorgangs. Diese unterschieden sich in Graubünden technisch gesehen nicht oder nur unwesentlich von den allgemein üblichen und bekannten Verfahren. Wichtig sind für diese Untersuchung nur die Vorgänge, die ein Licht auf den Stellenwert von textiler Produktion und Stickereien im Graubünden des 17. bis 19. Jahrhunderts werfen können.

---

[164] Ebd.: 69.

[165] Ebd.: 70.

2.4.1 Der Flachs- und Hanfanbau

Flachs und Hanf wurden früher in Graubünden überall dort angebaut, wo es klimatisch und von der Qualität des Bodens her möglich war. Die Hanffaser wurde aufgrund ihrer Dauerhaftigkeit und Belastbarkeit geschätzt, während der Flachs die feinere Faser lieferte.[166] Die Voraussetzungen für einen erfolgreichen Anbau der beiden Pflanzen waren unterschiedlich. Hanf konnte mehrere Jahre auf demselben Feld angebaut werden, während dies beim Flachs erst nach einer Unterbrechung von sieben Jahren wieder möglich war. Hanf war gegen Kälte empfindlicher als Flachs und wurde deshalb nicht über einer Höhe von 1200 Meter angebaut.[167] Anbaugebiete für Flachs lagen vor allem im Oberland, der Flachs aus dem Tavetschertal war von besonders guter Qualität und wurde zeitweise ausgeführt.[168] In den übrigen Tälern wurde Hanf bevorzugt. Im Schanfigg, im Prättigau, im Unterengadin, in Mittelbünden und im Churer Rheintal reichte die Hanfgewinnung für die textile Selbstversorgung aus. Täler, in denen kein erfolgreicher oder ausreichender Flachs- oder Hanfanbau garantiert war, hierzu gehörte z. B. das Oberengadin, führten Hanffasern in gehecheltem Zustand aus Deutschland oder Italien ein.[169] Das Safiental bezog seine Hanffasern aus dem Misox.[170]

2.4.2 Textile Arbeiten

Alle Arbeiten, die mit der Herstellung von Textilien verbunden waren, vom Bestellen des Hanf- oder Flachsackers bis zum letzten Stickstich,

---

[166] Stichwort «chanv» in: Dicziunari Rumantsch Grischun 3, 1958–63: 292.

[167] Hager 1919: 139–142 und Zortea 1987: 87.

[168] Stichwort «glin» in: Dicziunari Rumantsch Grischun 7, 1981: 435.

[169] Stichwort «chanv» in: Dicziunari Rumantsch Grischun 3, 1958–63: 291.

[170] Flisch 1977: 140.

gehörten zum Aufgabenbereich der Frau. In manchen Fällen halfen die Männer mit, indem sie den Acker pflügten. Waren die Äcker sehr klein, wurden sie jedoch von den Frauen gehackt oder umgegraben.[171] Die Verarbeitung der Hanf- und Flachsfasern geschah auf dieselbe Weise. Zur Erntezeit wurden die Pflanzen mit den Wurzeln ausgerauft. Sie wurden geriffelt und der Wasser- oder Rasenröste ausgesetzt. Diese Arbeiten führten die Frauen meist allein oder mit der Hilfe einer Freundin oder Verwandten aus. In Tschlin im Unterengadin taten sich die Frauen zusammen, um den Hanf oder Flachs auf besonderen Dörröfen, die etwas ausserhalb des Dorfes lagen, zu trocknen. Die Frauen standen im Kreis um den Dörrofen und brachen den noch warmen Hanf oder Flachs mit der Breche.[172] Das Brechen des Hanfes oder Flachses löste im Unterengadin schon im 18. Jahrhundert das sonst übliche Schleizen ab. Beim langwierigeren, aber gründlicheren Schleizen wurde jede Faser einzeln mit der Hand vom Stengel gezogen. Das Schleizen geschah wie das Brechen in Tschlin gemeinschaftlich. Die Hausfrau sprach eine Einladung an die Mädchen der Nachbarschaft aus, die ihr gegen gute Verköstigung an einem Abend, dem Schleizabend, den gesamten Hanf schleizten. Zu den Schleizabenden kamen aber auch die jungen Männer, so dass das reihum stattfindende Schleizen des Hanfs eine Gelegenheit für die Ledigen des Dorfes bot, zusammenzukommen. Durch die Einführung des Hanfbrechens wurden im Unterengadin die Schleizabende schon früh überflüssig und nicht mehr abgehalten.
Ähnlich den Schleizabenden waren die Spatlunzaabende im Bündner Oberland, zu denen die Hausfrauen einluden, um den Flachs zu schwingen, auch ein Treffpunkt für die Ledigen.[173] Nach dem Schwingen und Hecheln unterschied man drei Qualitäten von Hanf- oder Flachsfasern: 1. Die Resta, die feinste Faser, wurde verwendet für Leib- und Bettwäsche, Tisch- und Handtücher; 2. Die Stuppa, das

---

[171] In Lavin im Unterengadin hatten Hanfäcker eine Grösse von nur 20 bis 25 qm (Stichwort «chanv» in: Dicziunari Rumantsch Grischun 3, 1959–63: 292).

[172] Scheuermeier 1956: 253.

[173] Hager 1919: 154–158 und Pult 1916: 268.

Abwerg, welches durch den Hechelprozess anfiel, diente für gröberes Leinen, aus denen Überhemden, Röcke und Heutücher hergestellt wurden; 3. Die Schuengia, das grobe Abwerg, genügte noch für das Weben von Sackleinen.[174]

Der nächste Anlass, gemeinsam zu arbeiten, war das Spinnen, zu dem sich in den Wintermonaten die Frauen oft abends trafen.[175] Aus dem Unterengadin um 1800 kommt die folgende Beschreibung dieser Spinnabende:

> *«Am Winterabend versammelt man sich in verschiedene Gesellschaften. Immer die nächsten Nachbarinnen zu 4 bis 6, um, mit Ersparung vielen Unschlitts, beisammen zu spinnen, wo dann die Zungen sowohl als die Spinnräder gewöhnlich in schnelle Bewegung gesezt werden. Nach alter Sitte geniessen sie auch beim Zusammentreten und bei Auflösung der Gesellschaft am Ende des Winters, gemeinschaftlich Niedel und Fladen, und bringen sich ein Gläschen Schnapps, mit Anwünschung guter Nacht und vielen Segens, zu.»*[176]

Die Männer waren bei diesen Abenden selten anwesend, sie hatten ihre eigenen Versammlungsorte und verbrachten ihre Zeit mit Rauchen, Schwatzen und Kartenspielen.[177] Die unverheirateten Töchter trafen sich getrennt von den älteren Frauen zum Spinnen:

> *«In ähnliche Spinngesellschaften vereinigen sich auch die Töchter und werden von Knaben bisweilen besucht, die ihnen mit ihren Scherzen Kurzweil machen, auch zu ihren Gesängen den Bass sin-*

---

[174] Hager 1919: 168 f. Fient unterscheidet im Prättigau zwei Hanfqualitäten: «den fyn Hampf» und «d'Stuppa». Fient 1902:84.

[175] Die Spinnabende hiessen in Graubünden früher allgemein «Stubeten», im Bündner Oberland «Biala siva» («schöne Stube») und im Engadin «Tarmagl da filadé» («Spinnspiel»). Caduff 1949: 104.

[176] Rösch 1807: 43. Unschlitt waren die Talgstückchen, die in einen eisernen Leuchter um den Docht gelegt wurden (Curti 1928: 6).

[177] Ebd.: 43.

gen; denn oft singt man eine Weile, ohne deswegen das Spinnen zu unterbrechen.»[178]

Manche der jungen Männer im Unterengadin und im Münstertal brachten zu den Spinnabenden nicht nur ihre Stimme ein, sondern verschenkten als Liebesgabe aus Horn geschnitzte Rockennadeln und aus Holz geschnitzte und bemalte Spinnrocken, auf deren Besitz die Mädchen grossen Wert legten.[179]

In einem nicht so freundlichen Licht erscheinen die Spinnabende in einer Untersuchung von Ursula Brunold-Bigler. Sie berichtet von «strafenden dämonischen Schreckgestalten», mit denen Mütter und Grossmütter den kleinen Mädchen drohten, damit diese einen feinen und gleichmässigen Faden spännen.[180]

Während der Wintermonate spannen die Frauen und Mädchen jeden Abend bis zehn oder elf Uhr, nur der Samstagabend bildete eine Ausnahme, denn zur Einstimmung auf den Sonntag wurde gar nicht oder nur wenig gesponnen. Statt dessen sang man in den reformierten Tälern einen Psalm und las in der Bibel.[181] Das Spinnen war keine Feierabendarbeit, die sich die Frauen als Erholung gönnten, sondern war eine «Fron», die Frauen durch ihr ganzes Leben begleitete und oft ihre Kräfte überforderte.[182] In Bergün begannen die Frauen schon morgens um vier Uhr mit dem Spinnen[183], denn es galt, die «arbeitsfreie» Winterzeit für die Textilherstellung zu nutzen. Schliesslich wurde nicht nur der Flachs bzw. der Hanf versponnen, sondern auch die Wolle, und das gesponnene Garn musste noch vor Beginn der Frühjahrsarbeiten verwebt werden. Manche Frauen spannen zwei Winter,

---

[178] Ebd.: 43.

[179] Goldstern 1922: 105 ff.

[180] Brunold-Bigler 1997: 114.

[181] Wanderungen durch Graubünden 1859: 106 f.

[182] Stichwort «filar» in: Dicziunari Rumantsch Grischun 6, 1973–78: 319.

[183] Ebd.: 316.

bevor sie so viel Garn hatten, dass sich das Weben lohnte.[184] War genügend Garn vorhanden, baute man den Webstuhl auf, und in Gemeinschaftsarbeit unter der kundigen Anleitung einer erfahrenen Weberin aus dem Dorf wurde das Zetteln vorgenommen. Nicht selten kam diese Weberin auf die Stör in die verschiedenen Häuser und übernahm dort auf den hauseigenen Webstühlen das Weben. Im Safiental konnte die fertig gewebte Leinwand wohl eine Länge von 15 Metern und mehr haben.[185] Die Leinenstücke kamen dann im Frühjahr auf die Wiesenbleiche.

Weit verbreitet war das Weben von gestreiften Stoffen. Wahrscheinlich gab man das Leinengarn vor dem Weben in eine regionale Färberei oder zu einem Färber auf der Stör[186], wo Rottöne durch das Färben mit Krapp, Rotholz oder Zinnober[187] erreicht wurden. Im Safiental soll früher mit Heidelbeeren gefärbt worden sein. Eine Interviewpartnerin aus dem Safiental nannte auch die Berberitze als Färbepflanze.[189] Blau für das Stickgarn erhielt man durch Färben mit Indigo und Färberwaid.[190]

---

[184] Angabe einer Interviewpartnerin aus Bergün.

[185] Flisch 1969: 93.

[186] Dolf 1943: 60.

[187] Zinnober verwandte ein Färber aus Davos, dessen handgeschriebene Rezepte im Rätischen Museum aufbewahrt werden (Inv. Nr. H 1977.121).

[188] Sererhard Bd. 2, 1742 (1872): 31: «Die Einwohner samlen deren ganze kleine Kessel voll und färben damit leinen Tuch, zu Kleiderfutter und Schössen, welches sonsten in kaum einem andern Land geschehen wird.»

[189] Das Färben mit Berberitzenblättern oder -beeren ergibt ein Gelbrot oder helles Rot, vgl. Brückner 1956: 24.

[190] Sutter 1927: 6.

2.4.3 Die Aussteuer

Über das in Gemeinschaftsarbeit ausgeführte Brechen, Schleizen und Schwingen des Hanfes oder Flachses finden sich einige, wenn auch nicht viele Beschreibungen in der älteren und neueren Literatur. Diese Arbeiten repräsentier(t)en wohl besonders gut das gern beschriebene Ideal der bäuerlichen Selbstversorgung. Aus demselben Grund wurde und wird in schwärmerischer Weise von der selbstgefertigten und bestickten Aussteuer gesprochen. Wann aber gestickt wurde oder wie gross der Umfang einer Aussteuer war, darüber finden sich nur wenige und kaum aussagekräftige Randbemerkungen.
Gestickt wurde wahrscheinlich ebenfalls in den Wintermonaten.[191] Vielleicht nahmen die Stickerinnen an der abendlichen Spinnstubenversammlung teil, vielleicht stickten sie aber auch tagsüber, wenn sie allein waren und sich besser konzentrieren konnten. In Haushalten, die sich eine Magd für die landwirtschaftlichen Arbeiten leisten konnten, wurde womöglich auch in den Sommermonaten gestickt. Nach Sutter war im Sommer, nachdem die Feldarbeiten einen ersten Abschluss gefunden hatten und das Vieh auf den Alpen war, die Zeit fürs Sticken gekommen. «Von Tagesanbruch an sassen dann die Frauen bei der Arbeit und stickten unermüdlich bis zum Abend.»[192] Mit «Frauen» meint Sutter die Mütter mit ihren Töchtern, die gemeinsam die Brautausstattung herstellten.[193] Im Engadin konnte man auch eine Stickerin auf die Stör nehmen, die jeden Tag bis zu 15 Stunden stickte:

> *«War die Zeit bis zur Hochzeit knapp oder zog die Tochter es vor landwirtschaftliche Arbeiten zu verrichten, so dingte man eine Lohnstickerin, die dann die komplizierteren Sachen ausführte. Der Lohn war noch im 19. Jahrhundert sehr bescheiden.»*[194]

---

[191] Angabe einer Interviewpartnerin aus dem Safiental.

[192] Sutter 1927: 10.

[193] Ebd.: 8.

[194] Ebd.: 10.

Lohn- oder Störstickerinnen waren meist Frauen, die entweder zu schwach für die schwere Arbeit in der Landwirtschaft waren oder für einige Monate aus Tälern mit starker Übervölkerung ins Engadin kamen, um ihren Familien nicht auf der Tasche zu liegen. Störstickerinnen aus dem Samnaun sollen die Kettensticharbeiten ins Engadin eingeführt haben. Es ist vorstellbar, dass die oben bei der Beschreibung der Stickereien entdeckte weiträumige Verbreitung eines bestimmten Motivs auf Engadiner Taufdecken mit den Wanderungen der Störstickerinnen zusammenhängt.

Der Umfang einer Aussteuer war sicherlich abhängig vom Wohlstand einer Familie. Reiche Haushalte konnten sich grössere Hanf- bzw. Flachsfelder erlauben, Spinnerinnen, Weberinnen und Stickerinnen auf die Stör nehmen und in der Regel mit Naturalien bezahlen. Die ärmeren Frauen dagegen mussten, um wirtschaftlich überleben zu können, diese Arbeiten für die Wohlhabenden leisten und konnten für ihre eigene Ausstattung oder die ihrer Töchter nur wenig Zeit aufbringen.[195]

Leider ist nirgends eine Auflistung davon erhalten, was nach allgemeiner Ansicht in einer Brautaussteuer enthalten sein sollte.[196] Durch Hinterlassenschaftsinventare ist es wenigstens zu einem Teil möglich, etwas über die Ausstattung einiger Haushalte mit Textilien zu erfahren. Das Erbrecht in Graubünden war geprägt durch die Realteilung, d.h. Töchtern wie Söhnen standen gleiche Teile zu. Bei grösserem Besitz oder bei zu erwartenden Streitigkeiten wurden Hinterlassenschaftsinventare aufgenommen.

Aus Celerina im Oberengadin ist das Inventar einer Familie erhalten, die aus Mutter und drei Kindern bestand. Die Tochter bekam zu Lebzeiten der Mutter im Jahre 1697, wahrscheinlich als Ausstattung zur

---

[195] Vermutlich kann das Engadiner Sprichwort «Chi fila ha üna chamischa e chi non fila duos» – «Wer spinnt, hat ein Hemd, und wer nicht spinnt, deren zwei» (Lössi 1944:Nr. 384) dahingehend interpretiert werden, dass es wohlhabende Frauen gab, die nicht selbst spinnen mussten, sondern andere dafür bezahlten.

[196] Eheverträge gab es nur selten und wurden nur bei reichen Familien abgeschlossen. In ihnen wurde vor allem die Versorgung der Frau für den Fall festgelegt, dass sie ihren Mann überlebte. Eisenring 1940: 388 f.

Hochzeit, ein neues Deckbett, eine Matratze und ein Kissen, alles mit neuen Bezügen, dazu vier Leintücher, eine Tischdecke und sechs Servietten, ausserdem eine Kuh, ein Kalb und zwei Schafe, etwas Butter und Käse. Nach dem Tode der Mutter 1699 erbte die Tochter Karren, Trog, Joch, Lederseile und ähnliche Wirtschaftsgeräte. Die beiden Brüder erhielten ausser den Wirtschaftsgeräten je ein Bett mit allen Bezügen.[197] Dieser Haushalt war wahrscheinlich nicht als arm zu bezeichnen, aber an Leinen wurde im Inventar nur wenig aufgeführt. In einem zweiten Inventar, im Jahre 1774 in Chur aufgenommen, wurde das Mobiliar und das Leinen eines Ehepaars in sechs gleichwertige Erbteile geteilt, dabei konnte aber keinem der sechs Kinder eine vollständige Bettwäschegarnitur, bestehend aus Bettbezug, Ober- und Unterleintuch und Kissenbezug, überlassen werden.[198] Als letztes Beispiel eines eher bescheidenen Haushalts sei das Inventar einer Bäuerin aus Laax im Bündner Oberland aufgeführt. In ihrem Nachlass fanden sich ein schlechtes Deckbett, eine Matratze, acht Leintücher, ein Deckbettbezug, vier Kissenbezüge, vier Tischtücher und zwei Handtücher.[199] Im Staatsarchiv Graubünden befinden sich zwei Inventare, die den Hausrat zweier wohlhabender Frauen aus Zillis auflisten. Im ersten Inventar besass Maria Bandli 1766, zum Zeitpunkt ihres Todes, 26 Kissenbezüge, 15 Tischdecken, 17 Handtücher, 13 kleine Tischtücher, acht Deckbettbezüge, 30 Leintücher, acht Servietten und sechs kleine Kissenbezüge.[200] Das zweite Inventar wurde 1815 aufgenommen und zählt den Besitz der Purgia Gandrion auf: drei Deckbetten und sechs Kissen, dazu elf Deckbettbezüge, 15 Kissenbezüge, zwölf Unterleintücher, zwei Oberleintücher, fünf Tischdecken, elf Servietten, drei kleine

---

[197] Ganzoni 1990: 34 f.

[198] Staatsarchiv Graubünden: Archiv von Tscharner: D V/3 104/37.

[199] Curti 1918: 307 ff.

[200] Staatsarchiv Graubünden: Familienarchiv Simonett und v. Marchion, Zillis: A Sp III/8h 2 vom 24. Juni 1766.

Tischtücher, sechs Handtücher und, um ihren Reichtum an Wäsche zu zeigen, 45 Frauenhemden.[201]
Ein Inventar aus dem Jahre 1647 verzeichnet die Hinterlassenschaft eines ebenfalls wohlhabenden Mannes aus dem südlich von Chur gelegenen Parpan. Er besass vier Deckbetten, fünf Federbetten und zehn Kissen (davon sechs grosse), für diese waren 41 Leintücher, neun Deckbettbezüge und 25 Kissenbezüge vorhanden. Ausserdem gehörten zum Leinen noch 16 Tischtücher und zehn Handtücher.[202] Das letzte der hier vorgestellten Inventare gibt einen Eindruck von der Ausstattung eines aristokratischen Haushaltes im Prättigau um 1730. In diesem Haushalt standen acht Betten. Für diese waren 38 Leintücher (davon 16 zur Zeit der Inventarisierung in den Betten), 35 Kissenbezüge, 25 Kissenbezüge für «Pfülfe»[203] und 17 Deckbettbezüge vorhanden. Dazu kamen 124 Tischzwehlen (Servietten?), 30 Tischtücher und 27 Handtücher.
Diese wenigen Beispiele geben einen Eindruck davon, wie gross die Unterschiede im materiellen Besitzstand in Graubünden waren. Das Engadin war durch die erfolgreiche Auswanderung und die damit zusammenhängenden Geldsendungen sicherlich das reichste der Graubündner Täler. Trotzdem wird es auch hier Haushalte gegeben haben, die davon weniger profitierten als andere. Unterschiede zwischen Arm und Reich waren im Engadin wie überall zu verzeichnen. Den Mindeststandard einer Aussteuer stellte wahrscheinlich eine Garnitur Bettwäsche und etwas Wäsche für die Braut dar.[204]

---

[201] Staatsarchiv Graubünden: Familienarchiv Simonett und v. Marchion, Zillis: A Sp III/8h 1 vom 23. März 1815.

[202] Pieth 1948: 380. Die fünf Federbetten dienten als Schlafunterlagen im Winter, im Sommer verwendete man statt dessen Laubsäcke.

[203] Pfülf ist wahrscheinlich ein Ausdruck für das lange und schmale Kissen (s. S. 37 ff und Form K 1), das als unteres Bettkissen diente. vgl. Sauermann 1971/72: Fussnote 51.

[204] Diese geringe Aussteuer entsprach der Aussteuer von Kötterstöchtern aus Westfalen im 18. Jahrhundert: ein Bett mit Bezügen und eine Kuh. Sauermann 1971/72: 118.

Bemerkenswert an den Hinterlassenschaftsinventaren ist, dass zwar die Anzahl der Leintücher, Tischdecken und Handtücher aufgeführt wurde, aber nie ein Hinweis auf ihre Verarbeitung zu entdecken ist. Ob ein Leintuch bestickt war oder nicht, spielte bei der Verteilung der Erbschaft demnach keine erkennbare Rolle.[205]

In der Erinnerung meiner Interviewpartnerinnen füllte die Aussteuer früher eine bis drei Truhen. Von Brautfuhren hatten sie jedoch nicht gehört, zum einen hätte es ausser einer Truhe Leinen nicht viel Aussteuer gegeben, denn die meisten Möbel waren fest im Haus installiert, zum anderen wäre eine Brautfuhre wohl deswegen nicht üblich gewesen, weil die Ehen fast immer innerhalb des Dorfes geschlossen wurden.[206] In der Literatur habe ich, bis auf eine Ausnahme aus dem Prättigau, keinen Hinweis auf eine Braut- bzw. Hochzeitsfuhre entdecken können.[207] Im Prättigau soll zu einer Aussteuer ein Bett, etwas Hausrat, eine Truhe mit Schmuck, ein Gebet- und Gesangbuch, ein Kübel mit gesottener Butter und eine Kuh gehört haben.[208] Im Unterengadin konnte eine Aussteuer auch ohne grossen Aufwand zusammengestellt werden, wie das Beispiel einer Frau aus Susch zeigt, die 1882 nach Lavin heiratete:

> *«1882: Im Laufe des Winters fertigte ich dann eine kleine Aussteuer. Sie bestand aus zwölf Hemden, zwölf Unterröcken, Miedern und etwas neuer Bettwäsche. Etwas alte Bettwäsche gab mir meine gute Mutter, Möbel, mein Bett und dann noch etwas Esswaren, ein Stück*

---

[205] Das Fehlen näherer Beschreibungen von Leintüchern in Inventaren des 17. Jahrhunderts bemerkt auch Brunner-Littmann 1986: 59.

[206] Angaben meiner Interviewpartnerinnen aus dem Safiental und aus Bergün.

[207] Gian Caduff bemerkt den Mangel an Belegen für den Brauch der Hochzeitsfuhre im romanischen Sprachgebiet, meint aber nicht ausschliessen zu dürfen, dass dieser Brauch früher trotzdem üblich gewesen sei (Caduff 1932: 152 f).

[208] Thöny 1991: 188.

Butter, zwei Schinken und etwas getrocknetes Fleisch und fertig. (Eine Aussteuer aus jener Zeit).»[209]

Die Aussteuer wurde von den Frauen erst nach ihrer Heirat in Gebrauch genommen.[210] Eine Interviewpartnerin aus Bergün berichtete von einem Fall in ihrer Verwandtschaft, bei dem eine Frau, nach einer gescheiterten Verlobung unverheiratet geblieben, die Wäsche ihrer Aussteuer nicht mehr angefasst hätte.

2.4.4 Die Wäsche

Einen Anhaltspunkt für den Reichtum an Leinen in manchen Haushalten geben die Beschreibungen der sog. «grossen Wäsche» In Graubünden fand die grosse Wäsche nur zweimal im Jahr statt. Das erste Mal wuschen die Frauen im Frühjahr, wenn die Korn und Kartoffeläcker bestellt waren[211] , und dann im Herbst, nachdem man die Ernte eingebracht hatte.[212] Ein so seltenes Waschen setzte natürlich einen umfangreichen Wäschebestand voraus. Ein Wechseln der Bettwäsche alle ein bis zwei Monate und ein wöchentliches Wechseln der Leibwäsche waren üblich.[213]

---

[209] Auszug aus dem Tagebuch der Urschla Bizaz-Campell, im Besitz und aus dem Romanischen übersetzt von Ursina Brunner aus Lavin.

[210] «Es hiess nämlich, dass diejenige, welche auch nur einen Teil der Aussteuer vorher benützte, nie heiraten würde, gleichsam als Strafe dafür, dass sie die Tradition missachte.» Joos 1988: 36.

[211] Die Frühjahrswäsche konnte auch vor dem Beginn der Feldarbeiten stattfinden, doch musste es so warm sein, dass die Wäsche draussen trocknen konnte. vgl. Mathieu 1987: 88.

[212] Collenberg 1972: 201.

[213] Angaben der Interviewpartnerinnen aus Safien, Bergün und Ardez.

Die grosse Wäsche dauerte in der Regel drei Tage.[214] Am ersten Tag wurde die Wäsche eingeweicht, am zweiten Stück für Stück eingeseift, in den Bottich gelegt und mit der selbstgemachten Lauge aus Buchenasche immer wieder heiss übergossen, am dritten Tag am Brunnen gerieben, ausgespült und ausgewrungen. Am dritten Tag standen Nachbarinnen oder Lohnwäscherinnen der Hausfrau zur Seite. Wohlhabende Leute mit grossem Wäscheverbrauch engagierten für diese Tage gleich mehrere Tagelöhnerinnen.[215]

Die Wäscherinnen, ganz gleich, ob es Nachbarinnen oder Lohnwäscherinnen waren, erwarteten für ihre schwere, körperliche Arbeit einen reichhaltigen Imbiss, für den die Hausfrau ihre Vorräte plünderte. Von Tina Truog-Saluz ist ein Band mit handschriftlichen Erinnerungen erhalten, in dem sie den Aufwand beschrieb, der an den Tagen der grossen Wäsche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Unterengadin getrieben wurde. Die unten genannte A. S. Saluz (1818–1896) war ihre Grossmutter väterlicherseits und lebte in Lavin.

> *«An Wäschetagen halfen benachbarte u. verwandte Familien sich gegenseitig aus. A. S. Saluz sandte jeweilen ihre Magd um zu helfen. In späteren Zeiten unterliess man diese Art der gegenseitigen gem. Hilfe. Da eine Hausfrau die andere an guter Besitzung überbieten wollte, brachte ein solcher Wäschetag viel Arbeit u. Unkosten. Es wurde gebraten und gebacken … (unleserliches Wort) mit viel Zucker und Zimt gesüsst, Spezialitäten des Hauses erschienen auf dem Tisch, u. auch die Männer lebten auf ihre Art vohl an diesem Festtag. Weniger vohl der Butterhafen u. die Vorräte der Rauchkamer!»*[216]

Halfen beim Spülen der Wäsche die Nachbarinnen mit, gab die Hausfrau auch einmal einen Paradekissenbezug in die Wäsche und liess die-

---

[214] Zum genauen Ablauf der grossen Wäsche vgl. Lorez[2] 1986: 22 ff und Collenberg 1972: 201 ff.

[215] Mathieu 1987: 88.

[216] Truog-Saluz: Handschriftliches «Vermächtnis» um 1950: 11 f (eigene Zählung).

sen von der Nachbarin spülen, um Eindruck zu machen.[217] Eindruck machte die Wäsche aber vor allem, wenn sie strahlend sauber auf der Leine hing. Die grosse Wäsche war die Gelegenheit, die gesamte Aussteuer in aller Pracht vorzuführen.[218] Nach dem Trocknen wurden die grossen Leinentücher und Bezüge sorgfältig gezogen und zusammengelegt. Gebügelt wurden nur die kleineren Teile wie Tischdecken oder Handtücher.

Arme Frauen waren gezwungen, ihre wenigen Wäschestücke häufiger zu waschen. Da sich das Reiben und Spülen der Wäsche am Brunnen abspielte, bekam es die Nachbarschaft wohl jedesmal mit, wenn gewaschen wurde. In vielen Engadiner Dörfern richtete man die Häuser mit Blick auf den Nachbarschafts- oder Dorfbrunnen aus. Mit dem Haus verbanden sich das Nutzungsrecht an einem bestimmten Brunnen und die Mitgliedschaft in der dazugehörigen Brunnengenossenschaft. Diese kontrollierte die festgelegten Zeiten, an denen die Frauen ihre Wäsche im Brunnen spülen durften: Bei Stallfütterung des Viehs von 9 bis 15 Uhr, bei Weidgang zwischen 11 und 13 Uhr.[219]

Bis vor ungefähr 40 Jahren, als Wasserleitungen in die Häuser gelegt und darauf die ersten Waschmaschinen eingeführt wurden, spielte sich das Spülen der Wäsche am Brunnen vor aller Augen ab. So lang hielt sich auch der Brunnen als Begegnungsort der Wasser holenden oder waschenden Frauen, die hier die Gelegenheit wahrnehmen konnten, miteinander Neuigkeiten auszutauschen.

---

[217] Angabe einer Interviewpartnerin aus Bergün.

[218] «Es ist in Bünden, wie auch in andern Schweizerkantonen, der Stolz der Bäuerin, beim Trocknen der Wäsche an langen Seilen eine reiche Aussteuer vor den Blicken der Neugierigen zur Schau zu stellen.» Scheuermeier 1956: 209. Und im Misox galt: «Der Reichtum einer Familie wurde nach der Zahl der Leintücher eingeschätzt, die an der Sonne gelegen hatten.» Lampietti-Barella 1979: 364.

[219] Weiss 1943: 57 und Denoth 1986: 18.

2.5 Auswanderung und Heiratsalter

Im Engadin entstanden vom Ende des 17. Jahrhunderts an bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Stickereien reich verzierte Wäschestücke. Die Frage stellt sich, warum nur hier und nicht in allen Tälern Graubündens? Was waren die besonderen Gegebenheiten, die dieses Phänomen entstehen liessen? Einige für die Verbreitung von Stickereien oder ähnlichen Handarbeiten günstige Faktoren waren in allen Tälern des Kantons vorhanden.
Der erfolgreiche Anbau von Flachs oder Hanf gehörte z. B. zu diesen Faktoren. Das Bündner Oberland, das Schanfigg und das Prättigau waren für die gute Qualität ihres Flachses bzw. Hanfes bekannt, im Oberengadin dagegen gediehen beide Faserpflanzen nur selten und mussten deswegen eingeführt werden.
Ein anderer Faktor, der hier zu nennen ist, sind die langen Winter, die den in dieser Zeit von der Arbeit in der Landwirtschaft befreiten Frauen und Mädchen die Möglichkeit gaben, sich mit Stickereien zu beschäftigen.[220] Spinnstuben waren in ganz Graubünden verbreitet, wahrscheinlich beschäftigte sich die gesamte weibliche Bevölkerung aller Täler während der Wintermonate mit dem Spinnen von Flachs, Hanf oder Wolle. Trotzdem verzierten nur die Engadinerinnen ihr Leinen mit auffälligem, rotem Stickgarn. Im Bündner Oberland und im Puschlav bevorzugten Frauen die «weissen» Techniken wie Filetstickerei oder Klöppelspitze, die jedoch im Engadin ebenfalls vorkamen. Anscheinend sind hier modische Einflüsse aus der Innerschweiz bzw. aus Italien massgebend gewesen, während rote Stickereien in dem Engadin benachbarten Tirol beheimatet waren. Die bescheidenen Stickereien in den Walsertälern schliesslich entstanden vielleicht auf Anregungen aus dem in Österreich liegenden, ebenfalls walserischen Bregenzer Wald.

---

[220] «Im Oberengadin war der Winter länger, es war schön, Bäuerin zu sein im Oberengadin», sagte eine Interviewpartnerin aus Bergün.

Das Engadin war als das reichste Tal Graubündens bekannt.[221] Es waren mehrere Ursachen, die den Wohlstand des Tales im 17. bis zum 19. Jahrhundert begründeten. Diese Ursachen werden nachfolgend im wesentlichen am Beispiel des Unterengadins dargestellt, denn für diese Region sind, besonders dank der Untersuchungen von Jon Mathieu, die meisten Erkenntnisse über die Lebensverhältnisse der Bevölkerung vorhanden. Nach den Krisenzeiten gegen Ende des 16. Jahrhunderts und den Auswirkungen des Dreissigjährigen Krieges, in dessen Verlauf mehrmals plündernde Truppen durchs Tal zogen und 1622 die meisten Dörfer des Unterengadins gebrandschatzt wurden, konnte das Tal sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts langsam erholen. Es besass gute klimatische Voraussetzungen für eine Landwirtschaft, die nicht nur die Versorgung durch die Viehhaltung, sondern auch mit Getreide sicherstellte. Dazu kam als zusätzliche, wenn auch nur bescheidene Einkommensquelle das Säumen von Salz und anderen Waren.

Die Auswanderung von Männern als Söldner oder als Handwerker[222] gewann im 17. Jahrhundert zunehmend an Bedeutung. Aber erst ab den 1760er Jahren, als Venedig den Graubündner Handwerkern und Geschäftsleuten die Privilegien nahm, verlagerten die Auswanderer ihre Geschäftstätigkeit auch in andere Städte Italiens, nach Südfrankreich, Deutschland, Skandinavien und bis nach Russland.[223] Die Zuckerbäckerei und das Kaffeesieden waren die erfolgreichsten Branchen der Auswanderer, denn Ende des 18. Jahrhunderts begann der Aufschwung des bürgerlichen Kaffeehauses.[224] Der Söldnerdienst verlor zwar im 19. Jahrhundert seine Attraktivität, aber die Zuckerbäcker und Kaffeesieder blieben bis 1920 wirtschaftlich erfolgreich.

---

[221] «Nirgends in der Schweiz wird man so vielen Wohlstand, ja sogar Reichthum und Überfluss und weniger Armuth finden, als in diesem schönen Hochthale» schreibt Franz 1837: 103.

[222] Z. B. als Schuster. In Venedig gab es 1766 etwa 20 bis 30 Unterengadiner Schusterläden. Mathieu 1987: 229.

[223] Vgl. Tschudin 1992: 1186.

[224] Mathieu 1987: 230.

Es fällt auf, dass ausser im Engadin vorwiegend in den anderen reformierten Tälern Graubündens, z. B. im Bergell und bei den Reformierten im Puschlav, eine ähnlich erfolgreiche Auswanderung vonstatten ging. Die Katholiken blieben weit häufiger trotz grosser Armut in ihrem Tal. Nur wenige der ausgewanderten erfolgreichen Familien aus katholischen Tälern kehrten später zurück und schufen durch ihre prächtigen Häuser und ihren luxuriösen Lebensstil einen starken Kontrast zur Lebensweise der Bevölkerungsmehrheit.[225] Anders stellte sich das Verhalten der Engadiner dar. Sie blieben während ihrer Abwesenheit meist mit ihrer Familie in Kontakt und kehrten zu einem grossen Teil mit ihren Ersparnissen ins Engadin zurück, um dort ihren Lebensabend zu verbringen.
Erfolgreiche Auswanderer nahmen Verwandte und Nachbarn in ihre Geschäfte auf und zogen so einen relativ grossen Teil der männlichen Bevölkerung mit ins Ausland. Während der Abwesenheit der Männer übernahmen die Frauen die Landwirtschaft, so gut es eben ging. Schickten die Männer Geld nach Hause, konnten die Frauen sich einen Knecht für die schwerere Arbeit leisten. Die finanzielle Unterstützung durch die Auswanderer erlaubte den Einkauf mancher Waren, die aufgrund der Weiterentwicklung des Verkehrs nun auch ins Engadin gelangten. Die Landwirtschaft wurde allmählich vernachlässigt und der Getreideanbau nicht selten zugunsten der Viehzucht aufgegeben.[226] Der Grundsatz der möglichst weitreichenden Selbstversorgung bäuerlicher Haushalte hatte damit seine Gültigkeit verloren. Das Einkommen der ausgewanderten Männer erlaubte mancher Familie ein bequemeres Leben. Die Frauen waren nun z. T. von der schweren Arbeit in der Landwirtschaft befreit, entweder weil sie dafür Gesinde anstellen konnten oder weil es sich finanziell nicht mehr lohnte, da die Lohnkosten höher waren als der zu erwartende Gewinn. Diese Frauen konnten sich anderen Aufgaben zuwenden, und wahrscheinlich war die Stickerei eine von diesen neuen Aufgaben. Zur selben Zeit mussten die Bäuerinnen in den anderen Tälern schwere kör-

---

[225] Vgl. Curti 1944: 739.

[226] Vgl. Juvalta 1973: 90.

perliche Arbeit leisten und kamen kaum dazu, die nötigsten Textilien für ihre Familie herzustellen.[227]
Ein anderer Faktor, der Frauen vielleicht in den Stand setzen konnte, Zeit für Stickarbeiten zu haben, waren die Normen, die das Erbrecht und damit zusammenhängend die Heiratshäufigkeit, das Heiratsalter und die Zahl der Kinder betrafen. Ziel dieser Normen war, eine Überbevölkerung des Tals zu vermeiden. Wie schon erwähnt, war im Engadin, wie in Graubünden allgemein, die Realteilung üblich. Dabei wurde nicht unterschieden zwischen Töchtern und Söhnen, alle erhielten den gleichen Teil. Das Erbe der Töchter fiel nach ihrem Tod an ihre Familie zurück, wenn sie kinderlos verstarben. Das Haus blieb ungeteilt und wurde einem Kind, in der Regel einem jüngeren Sohn, überlassen. Die Eltern trennten sich ungern von ihrem Besitz und vermieden eine Übergabe der Felder und Wiesen, da sie damit in die Abhängigkeit von ihren Kindern gerieten. Eltern lebten wohl mit unverheirateten Kindern in einem Haushalt zusammen, selten jedoch mit verheirateten. Da eine Heirat eine wirtschaftliche Basis erforderte, war die Voraussetzung für eine Heirat des Sohnes der Tod oder die Arbeitsunfähigkeit des Vaters. Deshalb wanderten die älteren Söhne oft aus, überliessen einem jüngeren Bruder das Haus und gaben ihm damit die Möglichkeit, sich zu verheiraten. Jon Mathieu hat das durchschnittliche Heiratsalter in Tarasp zwischen 1680 und 1779 errechnet, danach heirateten Frauen mit über 28 und Männer mit über 32 Jahren.[228] Durch das späte Heiratsalter bedingt, wurden im Durchschnitt ungefähr vier Kinder pro Paar geboren.[229] Im 18. Jahrhundert starben von 100 Kindern 40 vor dem Erreichen des 15. Lebensjahres.[230] Mathieu hat den Tarasper Listen ausserdem entnehmen können, dass zur

[227] Vgl. Chönz 1970: 576.

[228] Mathieu 1987: 155. Nach Mathieu können die Zahlen aus Tarasp als repräsentativ für das Unterengadin angesehen werden. Ebd.: 138.

[229] Ebd.: 162. Diese Daten wurden aus den Kirchenregistern von Scuol, Ftan und Tarasp gewonnen.

[230] Ebd.: 214.

selben Zeit oft mehr als 30 % der Frauen und Männer ihr Leben lang ledig blieben, wobei sich die Junggesellen zum grössten Teil im Ausland aufgehalten haben werden.[231]

Wir können diesen Daten entnehmen, dass Frauen sich erst ziemlich spät verheirateten und ein nicht geringer Prozentsatz von ihnen überhaupt ledig blieb. Es wäre möglich, dass die lange Zeit bis zu ihrer Verheiratung von den jungen Frauen dazu genutzt wurde, sich eine umfangreiche Aussteuer herzustellen und diese dann zu besticken. Wahrscheinlich haben die ledig gebliebenen Frauen ihren jungen Verwandten bei dieser Arbeit geholfen, ihnen vielleicht sogar ihre nicht benutzte Aussteuer abgetreten. Diese Möglichkeiten waren natürlich nur dann zutreffend, wenn die Landwirtschaft und der Kampf ums tägliche Überleben nicht alle Kräfte banden. Ein gewisser Wohlstand war erforderlich, ehe die Frauen überhaupt an so etwas wie Stickereien denken konnten.

> *«Solange ein Volk ums tägliche Brot bitter kämpfen muss, liegt ihm wenig an der Dekoration; es kommt nicht dazu, sich an so etwas zu freuen.»*[232]

Die ökonomisch erfolgreiche Auswanderung und die Regelung der Erbteilung verbunden mit einem späten Heiratsalter haben im Engadin einigen Frauen die Gelegenheit gegeben, sich mit Stickereien zu beschäftigen. Nun bleibt noch zu beantworten, warum sie dies taten.

2.6 Stickereien als Zeichen im 17. bis zum 19. Jahrhundert

In der bäuerlichen Selbstversorgung wurden jedem Mitglied eines Haushalts je nach Geschlecht und Alter bestimmte Arbeiten zugewiesen, die für das Überleben unabdingbar waren. Zu den Aufgaben der Frauen gehörten in Graubünden die Hauswirtschaft, verschiedene Arbeiten in der Landwirtschaft, die z. T. körperlich sehr anstrengend

---

[231] Ebd.: 215.

[232] Curti 1944: 739.

waren, und die Pflege der Kinder.[233] Auch wenn die Arbeit des Mannes von der Gemeinschaft ideell höher eingeschätzt wurde, so war doch offensichtlich, dass die Arbeit, die die Frauen leisteten und die den grössten Teil der gesamten Arbeit ausmachten[234], für den Haushalt überlebensnotwendig war. Während der Abwesenheit der Männer mussten Frauen oft alle Arbeit übernehmen, die anfiel.
Trotzdem wurde Frauenarbeit nicht mit Männerarbeit auf eine Ebene gestellt, in vielen Bereichen galt sie nur als «Hilfsarbeit».[235] Die Frau «half» dem Mann durch ihr Spinnen und Weben, unnötige Ausgaben für gekaufte Textilien zu sparen. Die Herstellung von Textilien schien weniger eine Arbeit als eine «Ehrensache»[236] für die Frau darzustellen. Die Kunkel war ein «Symbol» der Frau, sie begleitete die Frau durch ihr ganzes Leben.[237] Für das Spinnen oder Stricken nutzten die Frauen jede «freie» Stunde.[238] Der untergeordnete Charakter der Frau und ihrer Arbeit wird deutlich in dem Engadiner Sprichwort: «Üna brava duonna as zoppa, fila, obedescha e tascha» – «Eine tüchtige Frau bleibt verborgen, spinnt, gehorcht und schweigt.»[239]
Es ist schwer vorstellbar, dass Frauen diesen Spruch über sich akzeptierten, aber wir können sie nicht mehr dazu befragen. Wir haben leider nur sehr wenig Wissen darüber, wie sich Frauen zu der ihnen zugeschriebenen Rolle und zu ihrer Arbeit stellten. Sie machten vermutlich das Beste daraus, indem sie die gleichförmige Arbeit des Spinnens, wie auch viele andere langwierige Arbeiten, in Gemeinschaft mit anderen Frauen erledigten. Unter Frauen waren sie vom «Schweigegebot» befreit, gleichzeitig konnte in der Spinnstube aber

---

[233] Vgl. Antonietti 1989: 19 und Weber-Kellermann 1989b: 10 f.

[234] Vgl. Mathieu 1987: 171 und Hager 1919: 156.

[235] Vgl. Weber-Kellermann 1989: 12.

[236] So z. B. Dolf 1943: 44.

[237] Curti 1928: 4.

[238] Kaufmann 1971/72: 83f.

[239] Lössi 1944: Nr. 2118.

auch ein Wettbewerb darüber stattfinden, welche der Anwesenden den schönsten Faden und welche das meiste Garn an einem Abend spann. Trafen sich die Frauen jeden Abend bei einer anderen Spinnerin, so konnte auch ein Wettbewerb über die beste Verpflegung der Gäste entstehen.

Den unverheirateten Mädchen und jungen Frauen wurde das Hineinwachsen in die Frauenrolle dadurch etwas versüsst, dass ihre Spinnstuben auch die Treffpunkte der ledigen, jungen Männer waren. Da entwickelten wahrscheinlich auch weniger begeisterte Spinnerinnen Ehrgeiz, um einen guten Eindruck zu machen, denn schliesslich spannen sie für ihre Aussteuer:

> *«in den Spinnstuben wurden, besonders von den jungen Mädchen, die schönsten Stunden des Lebens verbracht – tausendmal schöner als bei einem modernen Tanzkurs – und trotzdem wurde dabei eine grosse, nützliche Arbeit verrichtet.»*[240]

Diese leicht wehmütig stimmende Behauptung kommt, wie kann es anders sein, von einem Mann. Vielleicht trifft es aber dennoch zu, dass die Spinnstubenabende der Ledigen zu den schönsten Stunden im Leben einer Frau zählten, denn wirklich arbeitsfreie Momente waren sicherlich selten.

Das selbstgesponnene, handgewobene Leinen stand für viele Stunden Frauenarbeit. Mit diesem Zeichen für Frauenfleiss repräsentierten die Frauen, ähnlich wie mit dem reichlichen Essen, das sie gern auftischten, wenn Besuch im Hause war, den Wohlstand, die tadellose Führung ihres Haushalts und damit ihren Wert als Arbeitskraft.

Das Besticken von Textilien ging darüber hinaus. Für die Selbstversorgung war es nicht von Bedeutung, ob ein Oberleintuch bestickt war oder nicht. Das Sticken war ein Zeichen dafür, dass die Frau es nicht mehr nötig hatte, ihre gesamten Kräfte für die überlebenswichtigen Arbeiten zu opfern. Sticken war Luxus. Und Luxus, den sich Frauen erlaubten, musste eine eigene Daseinsberechtigung haben. Wie ich oben schon dargelegt habe, konnte sich die Stickerei im Engadin auch deswegen entwickeln, weil Frauen durch die Geldzuwendungen der aus-

---

[240] Pult 1929: 67.

gewanderten Männer nicht länger gezwungen waren, die harten, landwirtschaftlichen Arbeiten auszuführen. Sie konzentrierten sich darum mehr auf den Haushalt als ihren eigentlichen Wirkungsbereich. Dadurch verloren die Frauen jedoch ihre vorher entscheidende Rolle in der bäuerlichen Selbstversorgung. Ihr Leben wurde vielleicht etwas leichter und bequemer, dafür gaben sie aber einen Teil der Verantwortung für das Überleben der Familie ab.[241] Vielleicht waren die Stickereien ein Versuch, diese Scharte auszuwetzen, indem die Frauen bewusst nach aussen demonstrierten, wie reich ihre Familie war. Zu allen festlichen Anlässen, die im Hause begangen wurden, holten die Frauen diese Zeichen des Wohlstandes hervor. In der Öffentlichkeit des Dorfes bekam die Frau dadurch eine neue Verantwortung, nun nicht mehr für die Sicherung des Überlebens, dies war mehr zur Sache des Mannes geworden, sondern für die Repräsentation des Wohlstandes. Vergleichbar mit dem verschwenderischen Auftischen zu allen Gelegenheiten, bei denen sich Gäste im Haus einfanden, war die verschwenderische Stickerei an manchen Wochenbettvorhängen, Oberleintüchern oder Handtüchern. Nach Auflösung der Subsistenzwirtschaft wurde so durch das Sticken ein neues Gleichgewicht in der Bewertung der Arbeit von Männern und Frauen erreicht. Die früher schon vorhandene Tendenz der Trennung der Arbeitsräume in einen eher häuslichen Bereich der Frauen und einen eher ausserhäuslichen der Männer verstärkte sich.

Einen Hinweis auf die zentrale Bedeutung des Stickens für Frauen aus dem Unterengadin gibt der zur Oberschicht des Dorfes gehörende Ftaner Martin P. Schmid, der über die Jahre 1773 bis 1778 eine handschriftliche Chronik verfasste und diese mit eigenen Zeichnungen illustrierte. In einer dieser Zeichnungen führte Martin P. Schmid Gegenstände auf, die für ihn mit dem Frauenleben verbunden waren

---

[241] Vgl. Pinchbeck 1974: 216.

(vgl. Abb. 13): verschiedene Küchenutensilien, ein Bett und in der Mitte einen grossen Stickrahmen.[242]
In anderen bäuerlichen Kulturen Europas besassen Stickereien z. T. eine andere Bedeutung. Die Aussteuer für ihre Tochter zu spinnen, zu weben und zu besticken war für eine ungarische Bäuerin aus Siebenbürgen[243] von weitreichender Bedeutung, denn von der Aussteuer hingen die Heiratschancen ihrer Tochter ab. Mit der Aussteuer, die im wesentlichen aus Wäsche bestand, waren die Mädchen abgefunden und hatten kein Erbrecht auf das Familienvermögen mehr.[244] Eine reiche Aussteuer beinhaltete mehr Wäschestücke, als das künftige Ehepaar in seinem gesamten Leben verbrauchen konnte. Eine Tochter auszusteuern war eine schwere Belastung für die Familie der Braut, denn Geschirr, Truhe, Decken und Kleidungsstücke mussten gekauft werden. Die Aussteuer, vor allem das mit vielen Prunkkissen bestückte Brautbett, wurde als Zeichen, dass eine Tochter zu verheiraten sei, in die Stube gestellt. Auch die Brautfuhr spielte eine grosse Rolle, und die Aussteuer wurde, nach ihrer Ankunft im Hause der Familie des Bräutigams, eine Woche lang der Öffentlichkeit zugänglich ausgestellt.[245]
Im Unterschied zu einer ungarischen Braut war eine Tochter aus dem Engadin voll erbberechtigt und besass nach dem Tode der Eltern ebensoviel Land wie ihre Brüder. Dieses Land reichte zwar oft nicht für eine wirtschaftliche Unabhängigkeit aus, stärkte jedoch als Mitgift die Position der Frau in der Ehe, denn das Land blieb bis zu ihrem Tode in ihrem Besitz. Hinzu kam, dass über 90 % aller Ehen innerhalb des Dorfes geschlossen wurden, denn so konnten die Ländereien der Eheleute gemeinsam bearbeitet werden. Heiraten nach aussen sah

---

[242] Unter seine Zeichnung schrieb Schmid: «Das Weib scheint im Hausstand sehr nützlich zu sein. Der verheiratete Mann hat eine unfehlbare Helferin, die ihn zum Teil von der Mühe des Haushaltens erleichtert» (Mathieu 1983: 138).

[243] für das Folgende vgl. Fél/Hofer 1969.

[244] Ebd.: 372 (Fussnote 10).

[245] Ebd.: 382.

man ungern, denn in diesem Fall musste die Braut ihren Erbteil an Land verkaufen. Verstarb sie dann kinderlos, war ihr Erbe für ihre Familie verloren; auf Geld legte die Familie nur wenig Wert. Die Aussteuer einer Engadinerin diente also im Gegensatz zu der Aussteuer einer Braut aus Siebenbürgen nicht dazu, andere Bräute durch ihren Reichtum auszustechen. Eine Aussteuer aus Leinenwäsche war natürlich auch im Engadin erstrebenswert, aber sie musste nicht ein Leben lang ausreichen, denn schon im ersten Winter nach der Hochzeit sass die junge Frau wieder am Spinnrad.

Eine andere Funktion hatten Stickereien in Kulturen, in denen die Seklusion, die Abgeschlossenheit der jungen Mädchen im häuslichen Bereich unter ständiger Kontrolle ihrer Familie, die entscheidende Voraussetzung bildete, einen Ehemann zu finden. Stickereien, die von dem Mädchen selbst ausgeführt sein mussten, waren ein Zeichen dieser Häuslichkeit und moralischen Reinheit. Auch diese Funktion hatten Engadiner Stickereien nicht. Den Charakter eines Mädchens, sein moralisches Verhalten, zu beurteilen, dazu bekamen die jungen Männer bei den Ledigentreffs selbst Gelegenheit. Es gab genügend Möglichkeiten, einander kennen zu lernen, natürlich immer unter den Augen der Dorfgemeinschaft.

Mit den gestickten Aussteuern anderer Kulturen verband die Aussteuer einer Engadinerin allerdings der erzieherische Charakter. Durch die langjährige Beschäftigung mit dem Spinnen, Weben und Sticken einer Aussteuer wurde ein allmähliches Hineinwachsen der Mädchen in die Frauenrolle erreicht. Das Erarbeiten einer Aussteuer stellte einen bedeutenden Teil der weiblichen Sozialisation dar. Disziplin, Ausdauer und Fleiss lernten die Mädchen in der Spinnstube, sie lernten, dass eine Frau immer beschäftigt zu sein habe, auch in ihren «arbeitsfreien» Stunden.

Ähnlich wie im Engadin wird das Besticken von Aussteuerteilen auch in den Walsertälern eine die Mädchen sozialisierende Wirkung gehabt haben. Es fällt auf, dass die Stickereien alle im 19. Jahrhundert entstanden, zu einer Zeit, in der im Engadin kaum noch gestickt wurde. Die Stickereien der Walser weisen trotz erkennbar unterschiedlicher Stilausprägungen in den einzelnen Tälern und ihrer Herkunft aus nicht nah beieinander liegenden Tälern grosse Gemeinsamkeiten auf. Es

lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, doch vielleicht waren die Walser Stickereien eine auf diese Sprachgruppe beschränkte Mode, die eventuell so etwas wie ethnische Identität ausdrücken sollte.
Eine andere Frage, die eng mit der Bedeutung von Stickereien als Zeichen zusammenhängt, kann heute nicht mehr beantwortet werden. Die Verwendung von bestickten Wochenbettvorhängen, Taufdecken, Leichentüchern und Hochzeitsbetten lassen die Vermutung zu, dass Stickereien womöglich eine schützende Wirkung auf die Wöchnerin, den Säugling, die Leiche und das Brautpaar zugesprochen wurde. Auch die Schmückung von Wasserhahn und Stubenofen mit Paradehandtüchern könnte auf eine besondere Stellung dieser beiden Orte und einen Schutzcharakter der Stickereien hinweisen.[246] Leider können derartige Vermutungen nicht durch Belege bestätigt werden. Ob dieses Schweigen der Quellen rechtfertigt, auf die einschlägigen Symbollexika auszuweichen und damit die Schutzwirkung der Stickereien zu untermauern, wage ich zu bezweifeln. Die Frage nach einer Schutzfunktion der Stickereien lasse ich also offen.
In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden immer weniger Stickereien, bis schliesslich um die Jahrhundertwende das Besticken von Leinenwäsche kaum noch üblich war. Entscheidend beeinflusst hat diese Entwicklung, dass die handgewebten Leintücher allmählich durch gekaufte Textilien aus Baumwolle ersetzt wurden. Die mühsame Herstellung von Leinen lohnte sich im Vergleich mit der günstigen Baumwolle häufig nicht mehr, auch waren baumwollene Wäschestücke leichter zu waschen als die schweren, unhandlichen Leinenteile. Nach Aufgabe des Stickens mussten sich Frauen einen neuen Bereich suchen, in dem sie die Verantwortung trugen und den sie der stets wachsenden Bedeutung von Männerarbeit entgegensetzen konnten. Die Suche der Frauen nach einem solchen Bereich ist ein Thema des vierten Kapitels dieser Untersuchung.

---

[246] Vgl. Paine 1991: 17.